

Durchgenommen.

Das Bundes-Behindertengleichstellungsgesetz und die Hochschulen. **8**

Durchgefallen.

Eine kritische Betrachtung der Organisation „Teach for Austria“. **10**

Durchgekämpft.

Die Suffragetten-Bewegung in Film und Fernsehen. **14**

Durchgekaut.

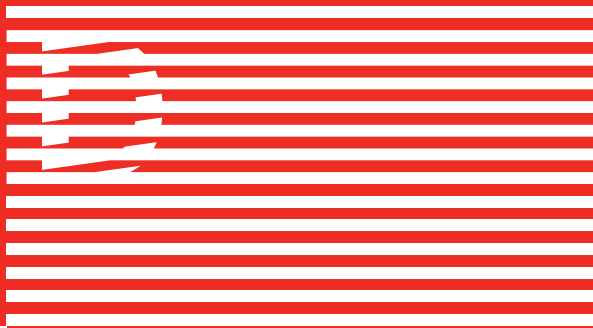
Der tendenzielle Fall der Profitrate bei Karl Marx. **26**

Patriotismus, Protest, Gehen und Bleiben

Polnische Studierende in einer gespaltenen Gesellschaft

P.b.b.|ErscheinungsortWien|Verlagspostamt1040|GZ02Z031545M|EUR0,73

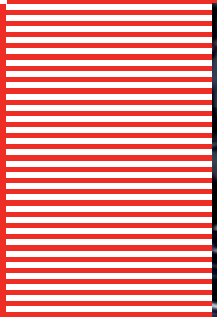
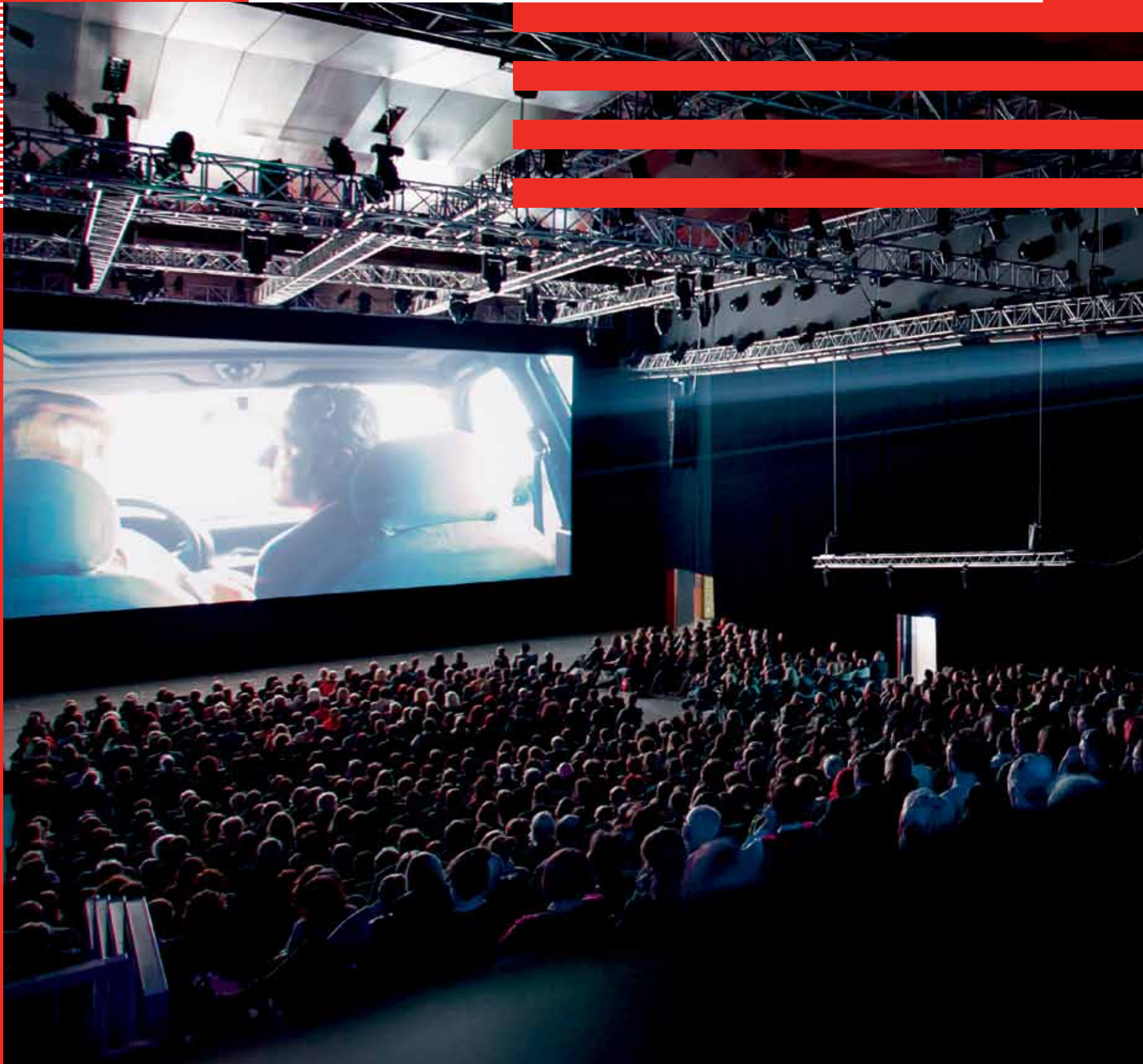
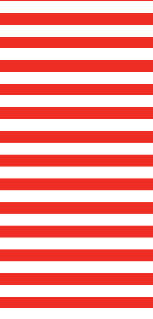




Diagonale'16
Festival des
österreichischen
Films

Graz, 8.—13.
März 2016

diagonale.at



04 POLITIK, DIE WIRKT. SERVICE, DAS HILFT.

Gegen die Verteuerung des Vorstudienlehrgangs und Zugängsbeschränkungen im Doktorat.

Bildung

06 EINE ZERRISSENE GENERATION.

Polnische Studierende zwischen Patriotismus, Protest, Gehen und Bleiben.

08 KLAG DIE UNI!

Die Auswirkungen des Bundes-Behindertengleichstellungsgesetzes auf die Hochschulen.

09 VOM REGEN IN DIE TRAUFE?

Aus dem Alltag einer angehenden Gerichtspraktikantin.

10 KANN JEDE_R UNTERRICHTEN?

Eine kritische Betrachtung der Organisation „Teach for Austria“, die Jungakademiker_innen ohne pädagogische Ausbildung an Schulen schickt.

Feuilleton

12 ARBEITET NIE.

Ein Rückblick auf die Guy-Debord-Retrospektive im Österreichischen Filmmuseum.

14 DIE SUFFRAGETTEN IM KINO.

Der historische Kampf um Frauenwahlrecht und Gleichstellung in Großbritannien wurde sowohl in TV-Serien als auch in Filmen auf unterschiedliche Weise verarbeitet.

15 KONDOME, KOHLE, KUJAU UND KARIKATUREN.

Museen abseits des Mainstreams im Überblick.

16 WILLST DU MIT MIR ONLINE-SHOPPEN?

Ein kritischer Selbstversuch zum von „Outfittery“ angeboten „Shopping für Männer“.

18 REZENSIONEN.

R.O.M, Broad City, „Wo kommen Kinder her“ ohne heteronormative Kackscheiße, fiber_feminismus, David Bowie und Cage the Elephant.

20 DEUTSCHLAND ALS GRUPPENERSTER.

Im Wettkampf um den rechten Platz überholt die deutsche AfD kurz nach Saisonbeginn die FPÖ.

Wissenschaft

22 NÜRNBERGER PROZESS.

Eine Analyse aus staatstheoretischer Perspektive.

24 VOM HOCHSCHULABSCHLUSS IN DIE KRISE.

#quarterlifecrisis

26 DER TENDENZIELLE FALL DER PROFITRATE.

Was Karl Marx mit dem tendenziellen Fall der Profitrate meinte und was das mit Schafen, Pullovern sowie variablem und konstantem Kapital zu tun hat.

27 DIE VERGESSENEN FRAUEN-KZS

Über das KZ Hirtenberg und die Marginalisierung von Frauengeschichte im Erinnerungsdiskurs.

28 REZENSIONEN.

Sind wir allein im Universum?, Schiefheilungen, Antisemitismus und Sexismus.

Dossier

30 ALTERNATIVE BEZIEHUNGSFORMEN.

Menschen, die nicht in der bekannten romantischen Zweierbeziehung leben, schreiben über ihre Beziehungen und nervende Fremdzuschreibungen.

32 TINDER UND DIE DESEXUALISIERUNG DER SEXUALITÄT.

Was wie die App-gewordene sexuelle Emanzipation erscheint, ist Ausdruck einer gesellschaftlichen Tendenz, die der Barbarei näher steht als der Freiheit.

35 DAS RESTL KOMMT ZUM SCHLUSS.

Die möglichen Spielformen und Konstellationen von Sex sind unzählbar. An dieser Stelle geht es um eine weniger angesehene Art des Beischlafs: das Restlbumsen.

36 RETTER_INNEN DER KERNFAMILIE.

Wie Rechtsextreme mit Debatten rund um vermeintliche „Frühsexualisierung“ gegen Gleichstellungspolitik und Sexuaufklärung zu Felde ziehen.

37 PIXELSEX.

Die programmierten Grenzen der sexuellen Fantasie in „Die Sims“ und wie queere Lebens- und Sexrealitäten in Computerspielen auch sonst wenig Raum bekommen.

38 SCHALLMOOS: KRIMINALISIERUNG VON SEXARBEITERINNEN*

Seit November 2015 läuft in Salzburg eine Kampagne mit dem Ziel, Sexarbeiterinnen* aus dem Gebiet Schallmoos zu vertreiben.

39 WENN KAPITALISMUS LIEBE MACHT.

Die romantische Liebe gilt als letztes Refugium vor der Konsumgesellschaft. Dabei sind marktorientierte Strukturen längst in unsere Intimbeziehungen eingezogen.

Editorial

Worte

Wenn meinen Worten die Silben ausfallen vor Müdigkeit und auf der Schreibmaschine die dummen Fehler beginnen wenn ich einschlafen will und nicht mehr wachen zur täglichen Trauer um das was geschieht in der Welt und was ich nicht verhindern kann

beginnt da und dort ein Wort sich zu putzen und leise zu summen und ein halber Gedanke kämmt sich und sucht einen anderen der vielleicht eben noch an etwas gewürzt hat was er nicht schlucken konnte doch jetzt sich umsieht und den halben Gedanken an der Hand nimmt und sagt zu ihm: Komm

Und dann fliegen einigen von den müden Worten und einige Tippfehler die über sich selber lachen mit oder ohne die halben und ganzen Gedanken aus dem Londoner Elend über Meer und Flachland und Berge immer wieder hinüber zur selben Stelle

Und morgens wenn du die Stufen hinuntergehst durch den Garten und stehenbleibst und aufmerksam wirst und hinsiehst kannst du sie sitzen sehen oder auch flattern hören ein wenig verfroren und vielleicht noch ein wenig verloren und immer ganz dumm vor Glück dass sie wirklich bei dir sind

Erich Fried

Impressum

progress

Magazin der Österreichischen Hochschüler_innenschaft

Ausgabe: 01/2016

Auflage: 60.000 Stück

Erscheinungsmonat: März

Medieninhaberin: Österreichische Hochschüler_innenschaft, Taubstummengasse 7–9, 1040 Wien

Kontakt für Abo-Fragen: progress-online.at/seiten/abo-auswahl (Wir bearbeiten keine Abo-Anfragen über den allgemeinen Kontakt!)

Kontakt Redaktion: progress@oeh.ac.at

Redaktion: Joël Adami, Carmela Migliozi und Florian Wagner

Autor*innen dieser Ausgabe: Joël Adami, Aylin Bademsoy, Sarah Binder, Anne Marie Faisst, Tamara Falkenstein, Michael Fischer, Marlene Gallner, Michael Geier, Judith Goetz, Eva Hoffmann, Raphael Heinetsberger, Rainer Kienböck, Jakob Kitzenmüller, Ernst Königshofer, Katja Krüger, Marie Luise Lehner, Johannes Mayerhofer, Carmela Migliozi Non Chérie, Moritz Rauch, Malte Röhrich, Sandra Schieder, Hans Sebastian Schoof, Niko Schreiter, Moritz Schwab, Elisabeth Schepe, Brigitte Temel, Florian Wagner, Susanne Weber

Cover: Georg Grigoriadis

Bildung: Lisbeth Kovacic

Feuilleton: Sarah Langoth

Wissenschaft: Georg Grigoriadis

Dossier: Leo Mayr

Lektorat: Anna Ellmer, Marlies Weissinger

Layout: T. Jenni, J. Kolda

Grundlayout: R. Radschopf, E. Riedmann

Politik, die wirkt. Service, das hilft.

Gegen die Beschränkung des Doktorats

Als wären sie ein Allheilmittel für die Probleme der Universitäten, fordert die Universitätenkonferenz (Uniko) nun auch Zugangsbeschränkungen für das Doktorat. Schon jetzt dürfen qualitative Zugangsbeschränkungen für PhD-Studien erlassen werden. „Die Situation lässt sich nicht durch Zugangsbeschränkungen verbessern, sondern durch ernst gemeinte Wertschätzung gegenüber den DoktorandInnen, die sich auch in verbesserten Verträgen widerspiegeln muss“, so die ÖH. DoktorandInnen geben wesentlich mehr in Form von publizierbaren Forschungsergebnissen und Mitarbeit an Projekten an die Gesellschaft zurück, als sie davor genommen haben. Dies zeigt sich auch am hohen Anteil an internationalen Studierenden, die für das Doktorat nach Österreich kommen. Die Pläne der Uniko, den Fokus im Rahmen aller Doktoratsstudien auf das Verfassen einer großen wissenschaftlichen Arbeit zu legen, begrüßt die ÖH. Das Vorhaben, die verpflichtend zu absolvierenden Lehrveranstaltungen zu reduzieren, entspricht der langjährigen Forderung nach einer Individualisierung der Doktoratsstudien. (fw)

VWU neu: Hürden über Hürden

Der Vorstudienlehrgang der Wiener Universitäten, kurz VWU, ist nach eigener Angabe „eine studienvorbereitende Einrichtung für internationale Studierende“, dessen Aufgabe es ist, internationale Studierende auf die Ergänzungsprüfungen vorzubereiten. Mit dem VWU neu wird es für Studierende, die ihre Reifeprüfungszeugnisse außerhalb von EU/EWR erworben haben, jedoch beinahe unmöglich, in Österreich zu studieren, da diese verpflichtenden Lehrgänge ab dem WS 16/17 1.150 € pro Semester kosten. Nicht-österreichische StaatsbürgerInnen, insbesondere jene, die zuvor nicht in EU- oder EWR-Staaten gelebt haben, sind im hiesigen Bildungssystem ohnehin schon benachteiligt. Ein beschränkter Zugang zum Arbeitsmarkt, die Voraussetzungen für die Verlängerung des Aufenthaltstitels und viele weitere Probleme begleiten internationale Studierende im österreichischen Alltag. Der erhöhte Betrag ist für die allermeisten internationalen Studierenden nicht leistbar. Zumindest für jene nicht, die sich in prekären sozialen Verhältnissen befinden. (ab)

DEADLINES FÜR STUDIEN MIT AUFNAHMEVERFAHREN

Wer im Oktober 2016 ein Studium beginnen möchte, für das die Teilnahme an einem Aufnahme- oder Eignungsverfahren vorgeschrieben ist, muss bereits jetzt darauf achten, keine Deadline zu verpassen. Die Registrierung für Aufnahmeverfahren hat am 1. März 2016 begonnen. Deadline für die Registrierung ist in manchen Fällen – insbesondere bei Wirtschaftsstudien – bereits der 15. Mai 2016. Für einen schnellen und vollständigen Überblick empfehlen wir: studienbeginn.at

STEUERLEITFADEN FÜR STUDIERENDE

Bereits 84 Prozent der Studierenden müssen laut einer Studie der ÖH und der GPA-djp arbeiten, um sich die Lebenshaltungskosten leisten zu können. Unvermeidlich ist daher auch die Auseinandersetzung mit steuer- und sozialversicherungsrechtlichen Themen. In Kooperation mit der LBG Österreich hat die ÖH den „Steuerleitfaden für JungunternehmerInnen und Studierende“ neu aufgelegt. Erhältlich ist er bei den lokalen Hochschulvertretungen sowie als Download unter: oeh.ac.at/downloads/steuerleitfaden

Beratung

DIE ÖH LÄSST EUCH MIT EUREN PROBLEMEN NICHT ALLEIN!

Zusätzlich zu den vielen Beratungsangeboten an euren lokalen Hochschulvertretungen, hilft auch die Bundesvertretung gerne weiter. Von Beratung zu studienrechtlichen Härtefällen über Sozialberatung bis zu Beratung speziell für ausländische Studierende – das Informationsangebot ist breit. Aktuelle Beratungszeiten findet ihr unter oeh.ac.at/beratung

PODIUMSDISKUSSION

„Hürdenlos studieren?! Wie barrierefrei sind Österreichs Hochschulen?“

Mittwoch, 16.03.2016
18.30-20.30 Uhr
Ausklang bei Brot & Wein

Universität für Bodenkultur
Raum SE 2.9.15 (2. Stock, Sektor D in der „alten WU“)
Augasse 2-6, 1090 Wien

Es diskutieren:

- Dorothea Brožek (Brožek Power Consulting e.U.)
- Gottfried Großbontner (Psychologische Studierendenberatung)
- Ruth Scheiber-Herzog (Stabsstelle zur Betreuung von Menschen mit besonderen Bedürfnissen der Universität für Bodenkultur)
- Josef Leidenfrost (Ombudsstelle für Studierende)
- Andrea Ludwig (Klagsverband zur Durchsetzung der Rechte von Diskriminierungsopfern)
- Eine VertreterIn des Vereins österreichischer gehörloser Studierender

Es moderiert:

Christoph Dirnbacher (Freak Radio)

Die Räumlichkeiten sind barrierefrei zugänglich. ÖGS-DolmetscherInnen werden anwesend sein. Um unverbindliche Voranmeldung bis 09.03. sowie frühestmögliche Bekanntgabe bei spezifischem Unterstützungsbedarf wird gebeten: barrierefrei@oeh.ac.at

Organisation:

Referat für Barrierefreiheit der ÖH-Bundesvertretung in Kooperation mit dem Sozialreferat der ÖH-BOKU sowie der „Stabsstelle zur Betreuung von Menschen mit besonderen Bedürfnissen“ der BOKU

BILDUNG



Eine zerrissene Generation

Polnische Studierende zwischen Patriotismus, Protest, Gehen und Bleiben inmitten einer gespaltenen Gesellschaft.

Was ist eigentlich in Polen los? Seit November regiert dort die „Prawo i Sprawiedliwość“ (PiS), auf Deutsch „Recht und Gerechtigkeit“, die irgendwo zwischen christlichem Konservatismus und Nationalismus zu verorten ist. Ihr Wahlsieg – die PiS erreichte 37,58 Prozent – verdeutlicht den aktuellen Rechtsruck im Land. Einige der Reformen, die von der neuen Regierung beschlossen wurden, werden als antidemokratisch angesehen. Martin Schulz, Präsident des Europäischen Parlaments, spricht von „Staatsstreich-Charakter“, der ehemalige Solidarność-Aktivist und Ex-Präsident Lech Wałęsa warnt gar vor einem „Bürgerkrieg“ angesichts der Spaltung der Gesellschaft. Schlagworte wie diese haben in den letzten Monaten für viel Aufmerksamkeit in Europa gesorgt. Wir haben versucht hinter die großen Worte zu blicken und polnische Studierende um ihre Meinung zur aktuellen politischen und gesellschaftlichen Lage sowie deren Auswirkungen auf die Unis gebeten.

WÄHLERINNEN. Konrad hat im vergangenen Oktober PiS gewählt. Er ist 31, macht einen PhD auf der Wirtschaftsuniversität Warschau und geht jeden Sonntag in die Kirche. Konrad spricht viel über Werte, Familie und Patriotismus. „Nationalismus heißt in Polen Patriotismus. Und der hat hier keinen so negativen Beigeschmack wie in Deutschland oder Österreich. Es bedeutet, für sein Land zu sorgen und schließt dabei niemanden aus“, sagt er. Mit der PiS als regierende Partei erwartet er tatsächliche Reformen, die die Solidarität im Land erhöhen und die Korruption und Ineffizienz der staatlichen Institutionen eindämmen sollen. Auch Förderungen für Familien wünscht er sich: „Ich hoffe, es wird bald Geld für junge Paare, die sich Kinder wünschen, geben. Polen braucht neue Generationen, aber Kinder sind teuer.“

Der 23-jährige Piotr bekennt sich dreihundert Kilometer weiter südlich, in Krakau, zum entgegengesetzten politischen Flügel. An der Jagellonian Universität studiert er Interdisziplinäre Geisteswissenschaften und ist Mitglied der sozialdemokratisch-linkssozialistischen Partei „Razem“, die im Mai 2015 gegründet wurde und unter ihren AnhängerInnen viele Studierende versammelt. „Als ein Geistes- und Sozialwissenschaftsstudent in einer Großstadt bin ich von einem ziemlich unrepräsentativen Teil der Gesellschaft umgeben“, sagt Piotr: „Und trotzdem kann ich eine wachsende Beliebtheit der nationalistischen historischen Erzählung beobachten – vor allem unter den weniger privilegierten Studierenden. Sie ist für viele die einzige Alternative zur neoliberalen europäischen Erfolgsstory.“ Umfragen des Meinungsforschungsinstituts CBOS zeigen, dass sich deutlich mehr junge Menschen seit 2014 politisch rechts verorten. In den ersten drei Quartalen des Jahres 2015 beschrieb ein Drittel der 18- bis 24-Jährigen ihre politische Einstellung als rechts. Eine IPSOS-Umfrage am Wahltag im Oktober 2015 bestätigt dieses Phänomen: Die PiS ist unter den 18–29-Jährigen zwar am schwächsten, konnte aber dennoch knappe 26 Prozent ihrer Stimmen erreichen. Auch andere Parteien der rechten politischen Sphäre konnten in der Altersgruppe punkten: Janusz Korwin-Mikke, der als exzentrischer EU-Skeptiker des rechten Randes gilt, ist mit 16,7 Prozent Stimmanteil in der jungen Generation am beliebtesten. Seine Partei befürwortet die Einführung der Todesstrafe und der Monarchie. „Die jungen Leute wollen etwas Neues, sie haben die alten Parteien satt“, sagt Adrianna. Sie ist 22 Jahre alt, lebt in Szczecin an der Grenze zu Deutschland und schreibt an ihrer Bachelorarbeit in Slawistik. Den PiS-Sieg verbindet sie mit der starken Position der Kirche im Land: „Viele junge Menschen sind konservative KatholikInnen. In der Kirche lassen sie sich von der PiS überzeugen.“ Mit ihren Freundin-

nen hat sie vor den Wahlen noch über einen PiS-Sieg gescherzt. Heute tut sie das nicht mehr – der Witz ist Realität geworden.

FÖRDERUNGEN. Die PiS hat im Parlament nun die absolute Mehrheit, die Opposition damit kaum Spielraum. Die neuen Wahlsieger werden von Jarosław Kaczyński gesteuert, dem Parteigründer und ehemaligen Ministerpräsidenten des Landes. Im Hintergrund fungiert er als Chefideologe und Fadenzieher der Regierung. Diese muss sich gegenwärtig aufgrund von verabschiedeten Gesetzen, die den Verfassungsgesichtshof, die Staatsanwaltschaft sowie den öffentlichen Rundfunk betreffen, dem Vorwurf der schleichenden Entdemokratisierung stellen. Konrad sieht darin kein Problem: „Die vorher regierende Partei (Anm.: die liberal-konservative „Platforma Obywatelska“) hatte noch viel zu viel Einfluss auf die Medien, man musste etwas ändern, um das Land überhaupt regieren zu können.“ KritikerInnen sehen die rechtlichen Änderungen jedoch als Versuch, den Parteiwillen in diversen staatlichen Institutionen und Einflussphären durchzusetzen. Die Einflussnahme geht bereits über Gerichtshöfe und Rundfunk hinaus: Der Kulturminister versuchte Ende November, die Premiere eines Jelinek-Stücks aufgrund von vermeintlich pornographischen Inhalten zu verhindern.

Auf die Hochschulen hat der Regierungswechsel noch keine rechtlichen Auswirkungen. Die polnischen Unis haben seit 1990 einen von staatlichen Weisungen unabhängigen Status. „WissenschaftlerInnen und ProfessorInnen sind trotzdem angreifbar – und zwar durch Förderungen, die der Staat vergibt. Es besteht die Gefahr, dass die Finanzierung für Journals oder Studienprogramme, die nicht der Ideologie der regierenden Partei entsprechen, wie zum Beispiel Gender Studies, abgedreht werden könnte“, sagt Piotr.



Politisch positiv besetzt, weithin bekannt und in Polen über die Lagergrenzen hinweg akzeptiert, ist die Solidarność-Bewegung. Diese war antidiktatorisch und liberalisierend. Das Foto ist ein Abbild einer Demonstration von damals. Der Fotograf schreddert das Bild und fügt es wieder zusammen. Es geht um die Zerstörung des polnischen politischen Erbes.

Über selektivere Förderungen macht sich Konrad keine Sorgen. Er möchte selbst eine Laufbahn an der Universität einschlagen. Von der PiS erwartet er dafür ein „offeneres System“, wie er sagt. „Wir haben viele ProfessorInnen, die fachlich nicht sehr gut sind, aber im alten kommunistischen System eingesetzt wurden. Es braucht einen Generationenwechsel.“

VERTRETUNG. Der Hochschulzugang in Polen ist grundsätzlich kostenlos und unbeschränkt. Es gibt aber Ausnahmen. Zum Beispiel werden beim Verstreichen einer Abgabefrist für Seminararbeiten Gebühren eingezogen. An der Universität in Warschau formierte sich 2015 die Bewegung „Engaged University“, die gegen die Kommerzialisierung der Hochschulbildung protestiert. In Krakau folgte kurze Zeit später eine ähnliche Initiative. Diese Bewegung ist nicht als Reaktion auf die jüngsten politischen Entwicklungen zu sehen, sondern befasst sich vielmehr allgemein mit Studierendenrechten. „Diese Leute nehmen sich Dingen an, die eigentlich Aufgaben der Studierendenvertretung sein sollten“, sagt Piotr: „Die polnischen Bildungsinstitutionen sind völlig apolitisch. Die Studierendenvertretung beschränkt sich auf die Organisation von Ausflügen und Partys. Kritik an Autoritäten fehlt oft.“

Adam Gajek, selbst BWL-Student in Warschau, vertritt die polnische Studierendenvertretung in internationalen Belangen und sieht das anders: „Wir kooperieren mit jeder demokratisch gewählten Regierung, auch mit der aktuellen. Wir streiten nicht über politische Ideologien.“ Die apolitische Ausrichtung betrachtet er als Stärke: „Die polnische Studierendenvertretung ist eine Art Parlament von ExpertInnen, die Erfahrung mit Hochschulthemen haben. All die Themen, die gerade diskutiert werden, haben nichts mit Bildung zu tun. Die Leute erwarten daher auch nicht, dass wir

sie kommentieren.“ Adam bemerkt auch abseits der Studierendenvertretung keine Gruppierungen an den Unis, die sich aktuell bei Demos engagieren.

SPALTUNG. „Es könnte nur die Ruhe vor dem Sturm sein, aber bisher gibt es keinen organisierten Widerstand an den Universitäten. Manche ProfessorInnen und StudentInnen nehmen an Demonstrationen teil, die gehen aber nicht von den Unis aus“ – die Jagellonian Universität in Krakau, über die Piotr hier spricht, ist keine Ausnahme. Auch Adrianna bemerkt unter ihren StudienkollegInnen in Szczecin keine zivilgesellschaftliche Aktivierung. Die aktuelle Regierung hält sie zwar für „verrückt“, Demonstrationen bekommt die 22-Jährige aber nur über Facebook mit. Weder sie, noch ihre FreundInnen sind bisher auf die Straße gegangen. Offener Protest, der sich explizit gegen die neue Regierung richtet, kommt vor allem vom „Komitee zur Verteidigung der Demokratie“ (KOD), das bereits mehrere Großdemonstrationen in polnischen Städten organisiert hat. Demonstriert wird auch von der anderen Seite, den PiS-UnterstützerInnen, die sich im Rahmen von Gegenkundgebungen mit der Regierung solidarisieren. Die Demos der KOD sieht Piotr kritisch. Diese würden lediglich auf formale demokratische Missstände hinweisen, aber tieferliegende soziale Probleme völlig außer Acht lassen.

Die soziale Ungleichheit hat in Polen auch eine regionale Komponente, verdeutlicht durch die Zweiteilung des Landes. Polska A und Polska B stehen für eine tiefe soziale, wirtschaftliche, aber auch politische Spaltung. Vom Aufschwung hat vor allem der westliche Teil profitiert. Das rural geprägte Polska B hinkt wirtschaftlich und strukturell hinterher. Die PiS ist im Osten besonders stark. Auch Konrad, der im Oktober Recht und Gerechtigkeit angekreuzt hat, wurde in Białystok, einer Stadt im äußersten Osten nahe der weißrussischen

Grenze, geboren. Polska B kehrte er vor elf Jahren den Rücken, als er für sein Studium nach Warschau zog. Den PiS-Triumph im Osten kann er dennoch nachvollziehen. „Die Menschen haben konservativere Werte als der Rest des Landes, sind mehr an Familie und Land gebunden. Durch das Leben an der Grenze haben sie eine starke lokale Identität entwickelt.“

UNZUFRIEDENHEIT. Der Rechtsruck, der Polen nicht erst seit den Wahlen im Oktober erfasst hat, entsteht auch aus einer Unzufriedenheit heraus. Nicht alle im Land haben vom Aufschwung und der relativ stabilen wirtschaftlichen Lage profitiert. „Nach dem Ende des Staatssozialismus ging alles sehr schnell. Viele Leute sind plötzlich aufgestiegen, andere haben ihren Job verloren. Die Menschen sehnen sich heute nach Stabilität. Eine der größten Herausforderungen wird es sein, die Emigration zu stoppen. Einige meiner FreundInnen sind schon weggegangen“, sagt Konrad. Ein abgeschlossenes Studium ist noch lange keine Garantie für einen angemessen bezahlten Job. Daher suchen viele junge PolInnen im Ausland eine bessere Lebensgrundlage. Emigration ist allgegenwärtig – vor allem in der jungen Generation. „Die Löhne sind ein Witz“, sagt die Slawistik-Studentin Adrianna. Als Nebenjob arbeitet sie in einer Drogerie in Szczecin und bekommt dafür 7 Zloty die Stunde. Das sind etwa 1,50 Euro. „Es ist nicht gut für junge Leute, hier zu leben“, sagt sie. Adrianna will weg – auch von der „Polit-Talkshow“, wie sie die aktuellen politischen Auseinandersetzungen bezeichnet. Am besten nach Skandinavien. Die polnische Zukunft sieht sie trotz allem optimistisch: „Die junge Generation wird Polen bald übernehmen und das Land zum Besseren verändern.“ Sie selbst wird dann aber wohl nicht mehr dort sein.

Elisabeth Schepe studiert Zeitgeschichte an der Universität Wien.



Klag die Uni!

Überall Barrieren! Warum die Universität eine einzige Barriere ist und was das Bundes-Behindertengleichstellungsgesetzes daran ändern kann.

„Bundes-Behindertengleichstellungsgesetz“ ist ein langes Wort. Das BGStG soll die Gleichstellung von Menschen mit Behinderungen regeln. Schon seit 2006 schreibt das BGStG vor, dass alle öffentlichen Gebäude, Verkehrsmittel und Geschäftslokale barrierefrei zu erreichen sein müssen. Für die Implementierung dieses Gesetzes hatte man in Österreich zehn Jahre lang Zeit. Seit 1. Jänner 2016 ist diese Frist verstrichen. Barrierefreiheit heißt im Sinne des Gesetzes nicht nur Rampen und Aufzüge zu errichten, sondern sämtliche Hürden abzuschaffen und zum Beispiel Homepages von öffentlichen Institutionen barrierefrei bedienbar zu machen oder auch Filme mit Untertiteln zu gewährleisten. „Ziel dieses Bundesgesetzes ist es, die Diskriminierung von Menschen mit Behinderungen zu beseitigen oder zu verhindern und damit die gleichberechtigte Teilhabe von Menschen mit Behinderungen am Leben in der Gesellschaft zu gewährleisten und ihnen eine selbstbestimmte Lebensführung zu ermöglichen,“ so der Gesetzestext. Auch die Hochschulen in Österreich haben sich an dieses Gesetz zu halten.

BARRIERE HOCHSCHULE. Wenn in Österreich eine Frist verstreicht und die Ziele noch nicht erreicht sind, dann könnte sich der Gesetzgeber Mühe geben, die Frist einzuhalten, oder die Frist einfach verlängern. Letzteres hat der Bund im Falle der öffentlichen Gebäude, zu denen die meisten Hochschulen zählen, gemacht.

12 Prozent gaben bei der letzten Studierendensozialerhebung an, eine gesundheitliche Beeinträchtigung zu haben, die sich auf das Studium auswirkt. Rund ein Prozent aller Studierenden gaben an, eine Behinderung zu haben (das sind über 3.700 Personen) und fünf Prozent eine chronische Krankheit (das sind über 18.500). Für diese Gruppe ist der Uni-Alltag um einiges hürdenreicher. Es ist nervig für Studierende in den Hörsaal im dritten Stock zu kommen, doch für Studierende mit Rollstuhl ist es oft schlicht unmöglich. Während in den repräsentativen Hauptgebäuden oft nachträglich Lifte und Rampen eingebaut wurden, werden die Nebengebäude meist mehr schlecht als recht nachgerüstet. Aber auch die Hochschulen haben sich an das BGStG zu halten und müssten seit 1. Jänner

überall barrierefrei zugänglich sein. Barrierefrei sind laut BGStG „bauliche und sonstige Anlagen, Verkehrsmittel, technische Gebrauchsgegenstände, Systeme der Informationsverarbeitung sowie andere gestaltete Lebensbereiche, wenn sie für Menschen mit Behinderungen in der allgemein üblichen Weise, ohne besondere Erschwernis und grundsätzlich ohne fremde Hilfe zugänglich und nutzbar sind“. Wie sieht es nun damit aus?

KLAGERECHT. Österreich ist ein Land der Sonderregelungen. Gefühlt gibt es für jede Regelung sechs Ausnahmen. Auch beim BGStG sieht es nicht besser aus. Generell gilt die Verhältnismäßigkeit oder wie es im § 6 des Gesetzes heißt eine Ausnahme bei „unverhältnismäßigen Belastungen“. Bei „unverhältnismäßigen Belastungen“ liegt keine Diskriminierung von Menschen mit Behinderung vor, wenn „die Beseitigung von Bedingungen, die eine Benachteiligung begründen, insbesondere von Barrieren, rechtswidrig oder wegen unverhältnismäßiger Belastungen unzumutbar wäre“. Unverhältnismäßigkeit kann zum Beispiel durch einen zu großen (finanziellen) Aufwand oder Denkmalschutz gegeben sein. Dies trifft vor allem bei alten Uni-gebäuden zu und darauf ruht man sich oft aus. Das BGStG bringt nun aber eine wesentliche Änderung, welche die Hochschulen ins Schwitzen bringen könnte, und zwar das Klagerecht.

Das BGStG sieht ein Klagerecht vor, wenn Einzelpersonen oder Gruppen (Verbandsklage) durch Hürden daran gehindert werden, gleichberechtigt am gesellschaftlichen Leben teilzunehmen. Erst kommt es jedoch zu einem Schlichtungsverfahren bei den Landesstellen des Bundessozialamts, das auf eine außergerichtliche Einigung abzielt. Oft wird über die Höhe der Entschädigung verhandelt. Erst wenn keine Einigung erzielt wird, kommt es zu einem Gerichtsverfahren.

KEIN UMBAU. Das größte Defizit des Gesetzes bleibt jedoch auch nach der Fristverstreichung erhalten. So kritisiert Martin Ladstätter, Gründungsmitglied des BIZEPS-Behindertenberatungszentrums, dass „mit einer Klage Barrierefreiheit nicht erreichbar ist, weil das Gesetz nur Schadenersatz zuerkennt. Konkret bedeutet

dies, dass ein Gericht zwar eine gewisse Summe an Schadenersatz festlegen, nicht aber einen Umbau anordnen kann.“ Die Barriere bleibt also bestehen. Meist ist es nämlich billiger zu zahlen als umzubauen. Dabei ist mit barrierefreien Gebäuden allen geholfen. Aufzüge sind nicht nur für Menschen mit Rollstühlen von Vorteil, keiner geht gerne mehrere Stockwerke die Treppen hoch. Eine bessere und einfache Ausschilderung hilft nicht nur Menschen mit Sehschwierigkeiten, sondern allen bei der Orientierung in großen und unübersichtlichen Universitätsgebäuden.

Viele Studierende mit Behinderungen wissen nicht, dass die Universität Barrierefreiheit gewährleisten muss und sie ein einklagbares Recht darauf haben. Viele wissen auch nicht, dass jede Hochschule ab einer gewissen Größe eine*n Behindertenbeauftragte*n haben muss, der sich mit Themen der Barrierefreiheit auseinandersetzt und Studierende mit Behinderungen berät. Diese Behindertenbeauftragten werden von den Rektoraten aber angehalten, die Studierenden nicht über ihr Klagerecht zu informieren. Dabei würde sich auf den Hochschulen wohl schnell etwas verändern, wenn die Schadenersatzkosten höher wären als die Kosten für Umbauten.

BIZEPS: Ein Behindertenberatungszentrum, das von Menschen mit Behinderungen und deren Angehörigen getragen wird. BIZEPS berät Betroffene auch bei Schlichtungsverfahren und ist Mitglied im Klagsverband, der Unterstützung bei Klagen in Bezug auf Barrierefreiheit bietet: bizeps.or.at

Referate für Barrierefreiheit: Die ÖH-Bundesvertretung hat ein Referat für Barrierefreiheit (oeh.ac.at/referate/referat-fuer-barrierefreiheit), an das sich Studierende wenden können, wenn sie im Studium auf Barrieren stoßen. Manche Universitätsvertretungen haben auch eigene Referate für Barrierefreiheit, zum Beispiel die ÖH Uni Wien, wo die Autorin dieses Textes tätig ist. (oeh.univie.ac.at/vertretung/referate/referat-fuer-barrierefreiheit).

Anne Marie Faisst studiert Internationale Entwicklung an der Universität Wien.

Vom Regen in die Traufe?

Aus dem Alltag einer (angehenden) Gerichtspraktikantin

Insgesamt 41.856 Menschen haben im Studienjahr 2014/15 in Österreich Rechtswissenschaften studiert. Das sind immerhin 15 Prozent der Studierenden an öffentlichen Universitäten. Die allermeisten von uns machen nach dem Studienabschluss die Gerichtspraxis.

Mit einem juristischen Abschluss besteht ein Rechtsanspruch auf Zulassung zum Praktikum in der österreichischen Justiz – ein Masterstudium Wirtschaftsrecht erfüllt diese Voraussetzung auch. Die Anmeldung erfolgt am entsprechenden Oberlandesgericht. Die meisten verfügbaren Informationen über die Gerichtspraxis sind auf der Seite des BMJ abrufbar, unter anderem auch die notwendigen Angaben und Beilagen zum Gesuch, die sich je nach OLG-Sprengel durchaus unterscheiden.

Von der Seite kommst du auch in das ELAN-RP, ein Online-Lernprogramm, das vom BMJ zur Verfügung gestellt wird. Öffne es nicht in öffentlichen Räumen, zwingt Unbeteiligte nicht, mit dir zu leiden. Rechne mit dem Schlimmsten und finde dich einfach damit ab, denn nichts wird die Roboterstimme, den völlig unübersichtlichen Aufbau, die Schneckengeschwindigkeit, mit der das Programm Seiten lädt und die PDFs, die sich auch beim zwanzigsten Anklicken nicht öffnen lassen, erträglicher machen können.

In den fünf Monaten deiner Praxis kommst du an zumindest zwei verschiedene Gerichte, eine Strafzuteilung und eine Zivilzuteilung. Dabei handelt es sich um Bezirks- oder Landesgerichte. In den OLG-Sprengeln Linz und Innsbruck erfolgt die erste Zuteilung meist an ein Bezirksgericht. Bei Abgabe des Gesuchs ist anzugeben, ob eine Aufnahme in den richterlichen Ausbildungsdienst angestrebt wird.

Diese Angabe kann in Wien während der ersten beiden Wochen der Praxis abgeändert werden, in Innsbruck jederzeit. Für die OLG-Sprengel Graz und Linz sind hierfür keine Informationen auffindbar.

Wer sich nicht um eine Übernahme bewirbt, kann auch einer Staatsanwaltschaft zugeteilt werden. Gegen Ende der Gerichtspraxis beginnt für die Übernahmewerber_innen das Auswahlverfahren der Richter_innenamtsanwärter_innen, das aus einer regional unterschiedlichen Kombination von schriftlichen und mündlichen Prüfungen und psychologischen Tests besteht.

PREKARIAT, OLÉ! Der OLG-Sprengel steckt auch die Grenzen der möglichen Zuteilung ab. Es kann gut passieren, dass in Folge einer Anmeldung beim OLG Graz eine Zuteilung im BG Hermagor hereinflattert. Frist für den Erhalt der Zuteilung gibt es übrigens keine, und Einspruchsmöglichkeiten auch nicht. Wenn zwei Tage vor Dienstbeginn noch kein Brief da ist, darf im OLG angerufen werden, früher bitte nicht.

Wie die Zuteilung erfolgt, ist ein wohlgehütetes Geheimnis, die Gerüchteküche reich und ergiebig. Angeblich hilft es, auf dem Gesuch zu erwähnen, dass einem kein Auto zur Verfügung steht, angeblich ist es besser BGs als Präferenz anzugeben als LGs. Angeblich werden verheiratete

Gerichtspraktikant_innen und solche mit Kindern weniger oft zum Pendeln verurteilt. Wissen tut niemand so richtig irgendwas.

Ganz klar ist dafür, dass Gerichtspraktikant_innen laut § 17 RPG ein Ausbildungsgehalt von € 1.035 Euro brutto erhalten, das sind netto ziemlich genau € 878,51 Euro. Mal abgesehen davon, dass es sich dabei um ein absolut indiskutables Vollzeitgehalt handelt, bringt es die statistischen zwei Drittel von uns, die bereits neben dem Studium aus finanzieller Notwendigkeit berufstätig waren, in ziemliche Schwierigkeiten. Neben einer Vollzeitbeschäftigung weiter einer anderen Arbeit nachzugehen, ist schwierig. Zudem fällt die Gerichtspraxis mit einer Zeit zusammen, in der viele finanzielle Erleichterungen wegfallen: Studienabschluss bedeutet auch den Abschied von Semesterticket, Studierendenheim, Familien- und Studienbeihilfe.

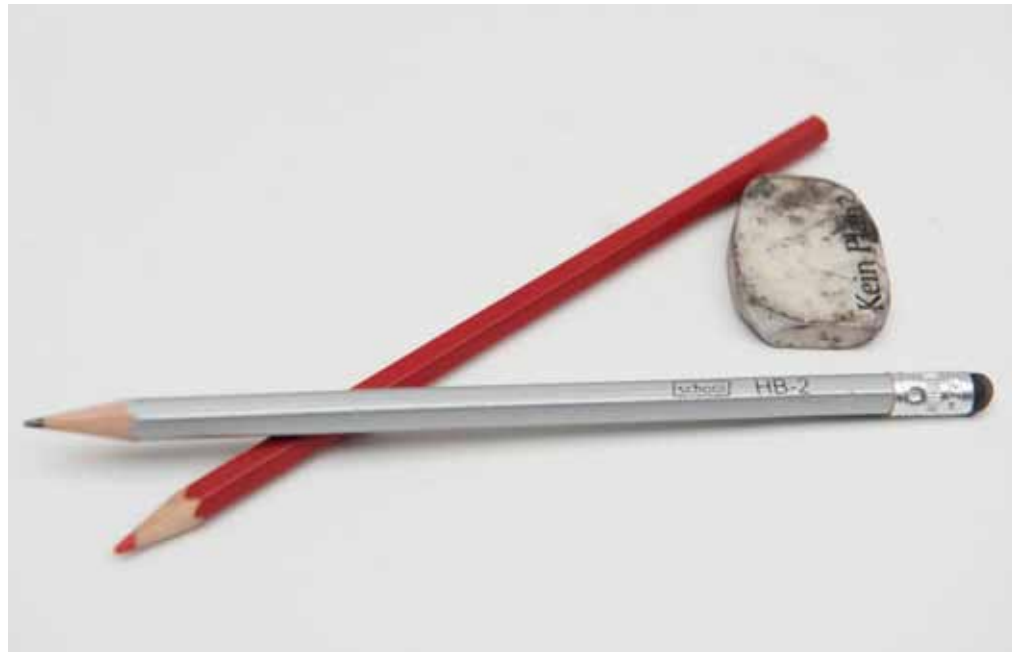
ZEIG MIR DEINE ELTERN ... In meinem OLG-Sprengel hält die Checkliste für das Gesuch zwei besonders schöne Details bereit. Erstens ist dem Gesuch ein handschriftlicher Lebenslauf beizulegen. Und das ist kein Witz. Sie nehmen nichts, das nicht mit der Hand geschrieben wurde. Nachdem ich keine Lust hatte, mit Bleistift kleine Kästchen für einzelne Worte zu basteln und mit bunten Zierzeilen zu versehen, und meine Schreibversuche schlechter waren als die meines achtjährigen Cousins, habe ich zwei Stunden meines Lebens damit verschwendet, mit einer

Lampe unter einem Glastisch meinen CV abzupausen – möglicherweise ist ja irgendwer von euch auf der Suche nach einer möglichst effizienten Methode. Allerdings müsst ihr dann damit rechnen, dass ein bebrilltes Gesicht mit blitzenden kleinen Greifvogelaugen euer Kugelschreiberwerk mit rümpfender Nase und abgespreiztem kleinen Finger entgegennimmt.

Zweitens müssen Namen und Beruf deiner Eltern auf dem Gesuch angegeben werden. Nicht nur dass man sich fragt, wann das mit den Eltern endlich aufhört, spätestens wenn sie dich fragt, ob das BA MA nach dem Namen deiner Mutter bedeutet, dass deine Eltern nicht verheiratet sind, oder ob das so ein ausländisches Ding ist, möchte die Donaustädterin in mir das Licht in ihren kleinen Greifvogelaugen abdrehen.

Und just in dem Moment drückt sie mir einen gelben Marker in die Hand und sagt „bitte die Fünfer anstreichen“. Als ob sie im Sammelzeugnis nicht sichtbar genug wären. Und dann sieht sie mir über die Schulter, damit ich ja nichts vergesse, und lässt mich dann die Summe meines Versagens unterschreiben. Ich denke an meinen kleinen Cousin, der eine bessere Schreibschrift hat als ich, und halte den Mund. Hätte ich das auf der Uni öfter gemacht, hätte ich jetzt weniger Fünfer anstreichen müssen.

Tamara Felsenstein studierte Jus an der Universität Wien und begann ihre Gerichtspraxis am 1. März 2016.



Fotos: Lisbeth Kovacic

Kann jede_r unterrichten?

„Teach for Austria“ rekrutiert angeblich „Top-AbsolventInnen“ für Schulen im sozialen Brennpunkt. Zwei Jahre lang unterrichten die Jung-AkademikerInnen an Neuen Mittelschulen, Berufsschulen und Polytechnischen Schulen. Wer profitiert davon?

Michael Fellner hat es geschafft. Seit September 2015 ist der BWL-Absolvent einer von 72 „Teach for Austria“-Fellows. Der 25-Jährige unterrichtet an einer Polytechnischen Schule in der Wiener Burggasse. Was hat den Top-Absolventen – Austauschsemester in den USA, Bachelor an der WU, Praktikum bei Red Bull – dazu bewogen, in einer Schulklasse mit Jugendlichen zu arbeiten? „Hier kann ich etwas für die Zukunft verändern“, meint Fellner: „Hier kann ich direkt, Tag für Tag, sehen, ob ich Erfolg habe oder nicht.“ In Fellners Schule werden Schülerinnen und Schüler unterrichtet, die zu 85 Prozent eine andere Muttersprache als Deutsch haben. Stolz ist Fellner auf das Projekt „Schulbuffet“: „Die Kids übernehmen regelmäßig das Buffet, von den Einkäufen über die Preisplanung bis hin zur Zubereitung der Speisen und den Verkauf. Durch solche Projekte bringen wir frischen Wind an die Schulen.“

Mit einem strengen, mehrteiligen Ausleseverfahren rekrutiert „Teach for Austria“ seit 2012 Jahr für Jahr ausgezeichnete Studienabsolventinnen und -absolventen. Für zwei Jahre übernehmen sie per Sondervertrag eine volle Lehrverpflichtung an Schulen in Wien und Salzburg. Die Fellows sind an Schulen tätig, die überdurchschnittlich viele Kinder und Jugendliche mit Migrationshintergrund, nichtdeutscher Alltagssprache und finanziell schwachem Background besuchen. Das Besondere an „Teach for Austria“: Niemand von den Fellows hat Lehramt studiert. Die akademische Bandbreite der Lehrkräfte reicht von Archäologie über Sinologie und Quantenphysik bis zu Volkswirtschaft.

VERERBTE BILDUNG. Bildung wird in Österreich zu einem großen Teil nach wie vor „vererbt“. Will heißen: Vom ArbeiterInnenkind zum/r AkademikerIn – diese „Karriere“ ist in Österreich die Ausnahme. Laut Statistik Austria erreichen nur 6,6 Prozent der

Kinder von Eltern mit Pflichtschulabschluss einen Uni-Abschluss – gegenüber 55,8 Prozent der Kinder mit „akademischen“ Eltern.

„Teach for Austria“ ist Teil des weltweiten „Teach for all“-Netzwerks, das ähnliche Programme in 36 Ländern durchführt. Der Geschäftsführer Walter Emberger betont: „Wir wollen Potenziale statt Defizite entdecken. Wir wollen Kinder fit machen für eine immer komplexer werdende Gesellschaft. Wir schauen auf den Output – was können die Kinder?“ Bildung als ökonomische Gleichung also. Dazu passt, dass „Teach for Austria“ zu einem großen Teil von Sponsoren aus der Wirtschaft finanziert wird. Die öffentliche Hand übernimmt die Gehälter der Fellows.

MANGELWARE LEHRKRAFT. Bis 2025 wird die Hälfte der rund 72.000 Lehrkräfte in Österreich in Pension gehen. „Der Markt an guten Leuten ist leer gefegt“, sagt der Bildungswissenschaftler Stefan Hopmann. QuereinsteigerInnen-Programme wie „Teach for Austria“ sind daher laut Stadtschulrat Wien positiv zu sehen. „Wir haben einen akuten Lehrermangel, und das sind junge, engagierte Leute“, so eine Mitarbeiterin des Stadtschulrats, die lieber anonym bleiben möchte. Als eine Konkurrenz zu den „normalen“ Lehrkräften sieht man das Programm nicht, denn: „Sie sind Teil des normalen Systems, eine Ergänzung.“ Michael Fellner bestätigt, dass man „keine Extrawurst“ erhalte.

Durch eine mehrwöchige Sommerakademie und Online-Kurse werden die „Teach for Austria“-Fellows auf den Unterricht vorbereitet. Ein Konzept, das an der Universität Wien auf Skepsis stößt: „Eine gute Germanistin ist noch lange keine gute Deutschlehrerin. Es gehört mehr dazu als fachliches Wissen und ein Pädagogik-Schmalspurprogramm“, meint eine Professorin am Zentrum für LehrerInnenbildung der Universität Wien, die anonym bleiben möchte. Walter

Emberger sieht es anders: „Wir wollen die Besten eines Jahrgangs. Die Motivation ist entscheidend.“

WER PROFITIERT? Ob die Schülerinnen und Schüler oder die Fellows den größten Nutzen aus „Teach for Austria“ ziehen? Unabhängige Studien darüber gibt es für Österreich bis dato nicht. Zahlen aus den USA zeigen, dass die von Fellows unterrichteten Schülerinnen und Schüler keine schlechteren Ergebnisse erzielen als jene, die von „normalen“ Lehrkräften unterrichtet werden – aber auch keine besseren. Deborah Appleman, Professorin am Carleton College, merkt an, man stärke ein „heroisches und altruistisches Narrativ“. Einer Verklärung als „Elite“ will „Teach for Austria“ entgegenwirken: „Wir wollen nicht elitär wirken. Es gibt bequemere Wege, den Lebenslauf aufzubessern.“ Für die Fellows gibt es allerdings ein umfassendes Förderungsprogramm, von dem „normale“ Lehrkräfte nur träumen können: Leadership-Ausbildung („exzellente Lehrkräfte sind exzellente Führungskräfte“), Praktika, Workshops, Networking-Abende. „Teach for Austria“ ermöglicht, mit finanzkräftigen Sponsoren im Hintergrund, all das, was im „normalen“ Alltag der Lehrerinnen und Lehrer fehlt: Karriereperspektiven, Weiterbildung, Wertschätzung. Es stellt sich die Frage, warum diese Unterstützung nicht zu den „normalen“ Lehrkräften fließt, die noch 40 Dienstjahre an den Schulen vor sich haben.

Ungefähr die Hälfte der Fellows bleibt nach zwei Jahren weiterhin im Schuldienst. Was Michael Fellner nach 2017 machen wird, ist noch offen. „Der Bildungsbereich ist schon cool. Hier kann ich mehr bewegen als bei einer Firma.“

Susanne Weber hat Politikwissenschaft in Wien und Brüssel studiert und arbeitet als Pressereferentin.



FEUILLETON

Arbeitet nie

Von der Herrschaft des Spektakels zur Revolution: Ein Rückblick auf die Guy-Debord-Retrospektive im Österreichischen Filmmuseum.



Foto: Filmmuseum

Ein kühler Jännerabend, die sonst so belebten Wiener Straßenzüge zwischen Oper, Hotel Sacher und Albertina sind wie ausgestorben. Es ist der Abend des sogenannten Akademikerballs und die Innenstadt ist zur Sperrzone erklärt worden. Dennoch hat sich eine beachtliche Menschenmenge durch die Absperrungen gekämpft und sammelt sich im heillos überfüllten Foyer des Österreichischen Filmmuseums. Der Jänner ist im Filmmuseum traditionell gut besucht, doch an diesem Abend sind es nicht Claudia Cardinale oder Marcello Mastroianni, die ins Kino locken, sondern die Wartenden haben sich zum Auftakt der Guy-Debord-Retrospektive eingefunden. Das Filmmuseum ist das erste Museum der Welt, das eine solche Schau veranstaltet und dafür alle Filme von Debord in seine Sammlung aufgenommen hat. Das liegt nicht zuletzt auch am Aufführungsverbot, das Guy Debord 1984 verhängte, nachdem sein Freund, Verleger und Produzent Gérard Lebovici ermordet worden war. Erst nach Debords Freitod

1994 gelangten die Filme wieder ans Tageslicht, und die Retrospektive des Filmmuseums ist die erste Gelegenheit seit den Filmfestspielen in Venedig 2001 Debords filmisches Werk im Kino zu sehen.

CONTRE LE CINÉMA. Aus dem winterlichen Wien ins frühlingshafte Cannes des Jahres 1951. Der 19-jährige Guy Debord besucht das Filmfestival, das schon damals Filmschaffende internationalen Ranges anzieht. Dort zeigt der Rumäne Isidore Isou seinen ersten (und einzigen) Film „Traité de bave et d'éternité“, der sogleich einen Skandal verursacht und den jungen Debord nachhaltig prägt. Seit einigen Jahren lebt Isou in Paris und hat dort eine Künstler_innengruppe in der Tradition der Vorkriegsavantgarden gegründet, die sich zum Ziel gesetzt hat, die Kunst zu revolutionieren. Die Lettristische Gruppe, so ihr Name, will mit der Dominanz des Wortes brechen und stattdessen den einzelnen Buchstaben zur Keimzelle ihrer Kunst machen.

„Traité de bave et d'éternité“ ist zugleich lettristisches Manifest, Kampfansage gegen das Kino und Stilexperiment. Isou spielt mit dem Verhältnis von Bild und Ton, indem er langen Voice-over-Passagen scheinbar zusammenhangslose Filmaufnahmen gegenüberstellt. Mit Fortdauer des Films wagt er sich an immer kühnere Formen des Experimentierens: Er zerkratzt und bemalt das Filmmaterial und kombiniert diese abstrakten Formen mit Rezitationen lettristischer Lyrik. Debord tritt schwer beeindruckt der Lettristischen Gruppe bei und schon 1952 erscheint sein erster eigener Film „Hurlements en faveur de Sade“, der bei seiner Erstaufführung ebenfalls für laute Proteste im Publikum sorgt. Der Kinobesuch unterscheidet sich bei Debords erstem Film radikal von einer herkömmlichen Filmaufführung: Über weite Strecken sind weder Bilder auf der Leinwand zu sehen, noch Musik oder Dialoge zu hören. Im dunklen Kinosaal beginnt das Publikum schließlich seinen Unmut kundzutun und wird so Teil des

Kunstwerks. Debord antizipiert damit Tendenzen des experimentellen Kinos der Siebziger Jahre, das unter dem Sammelbegriff „Expanded Cinema“ ähnliche Einbindungen der Zuschauer_innen anstrebte.

REVOLUTION: THEORIE UND PRAXIS. Mit den Jahren entwickelte sich Debord vom avantgardistischen Künstler zum politischen Aktivist, der Kunst nicht unabhängig von Politik und Gesellschaft betreiben wollte. Debord war eine ehrgeizige Persönlichkeit und entschlossen, seine eigenen Ideen umzusetzen, weshalb er sich schließlich zusammen mit einigen Gleichgesinnten vom Lettrismus abspaltete und die Situationistische Internationale gründete. Die Grundsätze dieser Gruppe lassen sich nur schwer zusammenfassen. Debords Buch „Die Gesellschaft des Spektakels“, situationistisches Manifest und Stichwortgeber der Maiunruhen 1968, lässt sich zwar in einer hegelianisch-marxistischen Denktradition verorten, bricht aber bewusst mit gängigen linken Denkweisen und Strömungen seiner Zeit. Kommunismus, Maoismus und Sozialdemokratie bewegen sich nach Debords Sicht in der vorgegebenen Logik der Spektakelgesellschaft und unterscheiden sich darin nur marginal von der herrschenden Klasse der Kapitalisten. Das Spektakel kontrolliert und beschränkt zunehmend die Zeit und den Lebensraum der Menschen und sorgt dafür, dass die Menschen von realitätsfernen Bildern betäubt, unmündig und ohne Handlungsmacht bleiben: „Das Spektakel ist der Moment, worin die Ware zur völligen Besetzung des gesellschaftlichen Lebens gelangt ist.“ Der Situationismus war auf der Suche nach Möglichkeitsbedingungen einer Revolution, die schon damals in Westeuropa nur mehr schwer denkbar war. Anderen linken Bewegungen warfen die Situationist_innen vor, in Passivität zu verharren und sich im Wälzen grauer Theorie zu gefallen. Sie wollten stattdessen aktiv handeln, ganz im Sinne Michail Bakunins: „In den letzten neun Jahren wurden innerhalb der Internationale mehr Ideen entwickelt als nötig sind, um die Welt zu retten, wenn Ideen allein die Welt retten könnten, und ich glaube nicht, dass irgendjemand imstande ist noch eine neue zu erfinden. Die Zeit der Ideen ist vorbei, die Zeit für Tatsachen und Taten ist gekommen.“

Diese Tatsachen liegen im Schaffen konkreter Situationen, die aus einer Verbindung künstlerischer und politischer Praxis entstehen, und in denen gegen die Spektakelherrschaft vorgegangen wird, indem deren eigene Erzeugnisse gegen sie gewendet werden. Diese Vorgehensweise der Zweckentfremdung, Verfremdung und Umdeutung der Waren des Spektakels bezeichnen die Situationist_innen als *détournement*;

in den Worten von Jacques Rancière: „Das ‚*détournement*‘ besteht nicht darin, die Hochkultur zu profanieren oder die nackte Realität der Ausbeutung hinter dem schönen Schein zu enthüllen. Es versucht nicht, ein Bewusstsein zu produzieren, indem es denjenigen die Mechanismen der Welt enthüllt, die angeblich an deren Unkenntnis leiden. Es will eben jene Güter vom Feind zurückerobern, die dieser zu seiner Waffe gegen die Anteillosen gemacht hat. [...] Es ist die direkte Wiederaneignung dessen, was in die Repräsentation entrückt worden ist.“ Was ist also naheliegender, als sich am breiten Bilderfundus der Filmgeschichte zu bedienen und ihre Bilder in filmischer Form gegen sie zu wenden?

APRÈS MAI. Im Kinosaal des Österreichischen Filmmuseums haben sich einstweilen Direktor Alexander Horwath, Debords Witwe Alice Becker-Ho und der Filmemacher Olivier Assayas eingefunden. Assayas verbindet eine besondere Beziehung sowohl mit dem Österreichischen Filmmuseum, das ihm 2012 eine große Retrospektive und eine Buchpublikation widmete, als auch mit Debord, seinem geistigen Ziehvater. Geboren 1955 und aufgewachsen in der wohlbehüteten Pariser Vorstadt, war er zu jung, um die Maiunruhen 1968 mitzuerleben. Das Gefühl, die großen Ereignisse seiner Generation verpasst zu haben und womöglich niemals den revolutionären Geist dieser Zeit zu spüren, prägte sein Leben und Werk. In Richard Linklaters „Dazed and Confused“ bezeichnen die jugendlichen Protagonist_innen die Siebziger als ein langweiliges Jahrzehnt, das die aufregenden Versprechungen der Sechziger nicht erfüllen konnte. Ihre Lebenserfahrung ist jener von Olivier Assayas nicht unähnlich. Es ist ein Lebensgefühl zwischen revolutionärem Eifer und Ziellosigkeit. Sein intellektueller Werdegang führte Assayas über Anarchismus, George Orwell, Malerei und Rockmusik schließlich zu den Schriften und Filmen von Guy Debord. Die Gruppe hatte sich zwar 1972 nach einer wechselhaften Geschichte voller Ausschlüsse und internen Verwerfungen aufgelöst, aber ihr politisches, künstlerisches und philosophisches Programm diente fortan als Inspiration und Leitfaden für Assayas' Leben und Arbeit. Wenig verwunderlich also, dass er sich aktiv für die Verbreitung der Ideen Debords einsetzt. So machte er es nach dessen Tod überhaupt erst möglich, dass die Filme wieder gezeigt werden und war auch maßgeblich an der 2004 erschienenen DVD-Edition von Debords gesammeltem filmischem Werk beteiligt.

VOM FEUER VERZEHRT. An diesem Abend werden zwei Kurzfilme von Debord gezeigt, die er in der Anfangszeit der Situationistischen Interna-

tionale produziert hat. „Sur le passage de quelques personnes à travers une assez courte unité de temps“ (1959) und „Critique de la Séparation“ (1961) sind in vielerlei Hinsicht Vorboten Debords späterer Langfilme. In bester lettristischer Tradition vertraut Debord auf einen begleitenden Off-Kommentar, der oft in Kontrast zu den Bildern und Textelementen steht. Die Konfrontation von Bild, Text und Ton soll zu fruchtbarer Überforderung und dialektischer Synthese führen. Debords Filme sind, so Assayas, außerhalb der Logik des Kinos hergestellt und folgen deshalb auch nicht den Regeln des konventionellen Filmemachens, wie sie die Spektakelgesellschaft vorschreibt. Frei nach dem Motto seines Vertrauten Gil J. Wolman: „Most films only merit being taken apart and used to create new works“, bedient sich Debord ausgiebig bei Hollywood- und Werbefilmen, zitiert Schriftsteller_innen und Philosoph_innen und fertigt daraus komplexe Bild-Ton-Collagen. Debords spätere Filme schließen trotz zwölf Jahren Pause nahtlos an seine früheren Arbeiten an. Auch in „La société du spectacle“ (1973) und in seinem Opus magnum „In girum imus nocte et consumimur igni“ (1978) greift er auf ähnliche Inszenierungsmittel zurück: Der kreative Einsatz von Found Footage und parallel dazu die philosophischen Erörterungen des Off-Kommentars führen zu einem elaborierten Katz-und-Maus-Spiel zwischen Bild und Ton. Es ist „der schmale Grat zwischen Poesie und Philosophie“, wie Assayas es ausdrückt, der Debords gesamtes Schaffen, aber insbesondere seine Filme auszeichnet. Sie sind überaus komplex, doch lässt man sich auf den ungewöhnlichen Rhythmus, die komplizierte Sprache und die ungewöhnliche Ästhetik ein, so offenbart sich eine Gedankenwelt, die Debords schriftstellerischer Arbeit in nichts nachsteht. Es war immer Debords Anliegen alle Bereiche seines Lebens miteinander zu verschränken – seine Kunst, seine Philosophie und seine Politik sollten in seiner Lebenspraxis aufgehen.

In Anbetracht seiner filmischen Arbeiten kann man nur anerkennend bemerken, dass er reüssierte. Alexander Horwath: „[Debord's writings, films and art] should be seen as very much one thing.“ Guy Debords Werk zeichnet ein unbändiger Wille aus, die Schockstarre der Spektakelgesellschaft zu durchbrechen und aktiv Veränderung herbeizuführen. Im Zeitalter des postmodernen Relativismus, der für utopisches Denken nur ein zynisches Lächeln übrig hat, ist das ein umso wertvollerer Gedanke.

Rainer Kienböck studiert Filmwissenschaft an der Freien Universität Berlin.

Die Suffragetten im Kino



Votes for Women

Protest, Hungerstreik, Bomben. Die Aktionen der sogenannten „Suffragetten“ sind fast in Vergessenheit geraten. 100 Jahre später kommt der Kampf ums Wahlrecht und um die Gleichstellung von Mann und Frau ins Kino. Der Film „Suffragette – Taten statt Worte“ zeichnet die historischen Ereignisse nach.

Foto: Johanna Rauch

Im Abspann wird es spannend. Es sind Zahlen und Länder, die vor Augen führen, wann das Frauenwahlrecht umgesetzt wurde: 1918 in Österreich, 1920 in den USA, 1944 in Frankreich, 1971 in der Schweiz und 1974 in Jordanien. In Saudi-Arabien haben Frauen seit 2015 das aktive und passive Wahlrecht bei Kommunalwahlen.

KEINE VIelfALT. Es ist erstaunlich, dass es mehr als 100 Jahre gedauert hat, bis der Kampf der „Suffragetten“ (von englisch/französisch „suffrage“ – Wahlrecht) filmisch verarbeitet worden ist. Oder vielleicht auch nicht: Denn Frauen spielen in der Filmindustrie, sowohl auf der Leinwand wie auch hinter den Kulissen, eine Minderheitenrolle. Die Geschichte von Frauen wird selten erzählt – und wenn, dann als kitschige „Sissi“-Variante. Nur 17 Prozent der Mitglieder jener Jury, die Jahr für Jahr die Oscars vergibt, sind Frauen. Die tragenden Figuren in den 100 erfolgreichsten Hollywood-Produktionen sind der Studie „It’s a Man’s (Celluloid) World“ von Martha M. Lauzen zufolge vorwiegend männlich.

Kein Wunder also, dass sich bisher nur wenige Filme und Serien dem Thema gewidmet haben. 1964 singt Winifred Banks in Walt Disneys „Mary Poppins“ den Song „Sister Suffragette“ – eine frühe Hommage an die Frauenrechts-Bewegung und deren prominente Vorkämpferin, Emmeline Pankhurst

(1858-1928). Die Erfolgs-Serie „Downton Abbey“ lässt in einer Episode Lady Sybil zur Suffragette werden. In der Serie „Upstairs, Downstairs“ wird Elizabeth während einer Demonstration verhaftet und gerät mit anderen Suffragetten sowie Serienfigur Rose in Gefangenschaft. Hinter Gittern wird Rose Zeugin von Zwangsernährung und Misshandlung. 2013 strahlte die BBC die Sitcom „Up the Women“ aus. Der Kampf um Frauenrechte wird darin geographisch von London nach Banbury verlagert. Margaret (gespielt von Jessica Hynes) versucht, ihre Handarbeitsgruppe in eine Suffragetten-Gruppe zu verwandeln, erhält jedoch Gegenwind von Gruppenmitglied Helen (Zitat: „Das aktuelle System funktioniert perfekt. Ich sage meinem Mann, was er wählen soll.“). In „Up the Women“ steht interessanterweise nicht der Kampf „Frauen gegen Männer“ im Vordergrund: Hier stehen sich Frauen gegenseitig im Weg. Nach zwei Staffeln mit neun Episoden lief die durch Ironie und Wortwitz glänzende Sitcom 2015 aus.

Zum ersten Mal aber steht mit bei „Suffragette – Taten statt Worte“ eine ganze Kinoproduktion – und nicht nur einzelne Episoden oder eine Fernsehserie – im Zeichen des Kampfs um das Wahlrecht für Frauen.

EINE VON VIELEN. Die Entscheidung der Regisseurin einen einzelnen

Menschen zu porträtieren – und nicht etwa die Galionsfigur der Suffragetten, Emmeline Pankhurst – erweist sich als richtig. Carey Mulligan brilliert in der Rolle der fiktiven Wäschereimitarbeiterin Maud Watts. Seit ihrer Kindheit schuftet sie in einer Wäscherei im Londoner East End, wird vom Fabrikanten missbraucht und ohne schulische Ausbildung zu einem tristen Dasein verurteilt. Machtlos, weil rechtelos – was ihr Kind, ihre Arbeit und die Politik betrifft. Zufällig, über ihre Kollegin Violet, gerät sie in Kontakt mit der Suffragetten-Bewegung und beschließt sich zu engagieren. Emmeline Pankhurst dagegen, die historisch bedeutsame Frauenrechtlerin, hat, gespielt von Meryl Streep, nur einen Fünf-Minuten-Auftritt. Ihre Rede an die Frauen geht nicht nur Maud Watts ins Ohr, sondern auch den ZuschauerInnen 2016 im Kinosaal.

Es geht dabei – und das ist ein wesentlicher Verdienst von Regisseurin Sarah Gavron – nicht nur um das Frauenwahlrecht. „Ein anderes Leben ist möglich“, lässt die Regisseurin Maud sagen, und drückt damit aus, worum es den Suffragetten auch ging: Den besseren Zugang zu Arbeit und Bildung.

„DEEDS, NOT WORDS“. Nach diesem Motto kämpften um die Jahrhundertwende tausende Frauen aus allen Schichten der Gesellschaft in Großbri-

tannien und den USA für ihre Rechte. Nachdem jahrzehntelang friedliche Mittel nicht zum Erfolg geführt hatten, änderten die Suffragetten gegen 1910 ihre Taktik. Sie setzten Landstrie in Brand, sprengten Briefkästen, warfen Steine in Schaufenster und wehrten sich mit Hungerstreiks gegen miserable Haftbedingungen. Die Behörden reagierten mit Zwangsernährung, Inhaftierung und Überwachung auf die militanten Aktionen.

Die spektakulären Aktionen der Suffragetten stellt die Regisseurin im Film nicht in Frage. Gewalt als radikales Mittel zum Zweck erscheint legitim. Eines war den Suffragetten durch ihre Aktionen jedenfalls sicher: die Aufmerksamkeit von Medien und Öffentlichkeit. Am 4. Juni 1913 warf sich Emily Wilding Davison beim English Derby in Epsom vor ein königliches Pferd und verstarb einige Tage später. Ob Unfall, Leichtsinn oder Selbstmord – sicher war den Suffragetten das Licht der Wochenschau-Kameras beim Begräbnis von Davison, der zum gewaltigen Protestzug der wurde. Die Original-Wochenschauaufnahmen geben dem Film von Gavron Glaubwürdigkeit – und beeindrucken auch heute noch.

Susanne Weber hat Politikwissenschaft in Wien und Brüssel studiert und arbeitet als Pressereferentin.

Kondome, Kohle, Kujau und Karrikaturen

Antiquierte Verhütungsmittel, Abtreibungswerkzeuge, Toiletten aus der K.u.K.-Monarchie und mehr: Wer Wissbegierigkeit und Sinn für Unkonventionelles in sich trägt, ist mit einem Besuch in folgenden, weitgehend unbekanntenen Museen und Ausstellungsstätten gut beraten. Ein Überblick.

MUVS. Das Museum für Verhütung und Schwangerschaftsabbruch besteht lediglich aus zwei Räumen, bietet allerdings genügend Ausstellungsinhalte, um einen Nachmittag zu füllen. Chronologisch angeordnet kann man die Entstehung und Wandlung moderner Verhütungsmittel vom 18. Jahrhundert an nachvollziehen. So wurde



Fotos: Lisbeth Kovacic

etwa das Kondom in Europa schon vor rund 250 Jahren verwendet. Damals wurde es aber nicht wie heute meist aus Latex, sondern unter anderem aus Fischblasen hergestellt. Allerdings schimpfte der – nicht zuletzt wegen seiner Liebschaften bekannte – Schriftsteller Giacomo Casanova: „Ein Kondom ist ein Panzer gegen die Lust, aber ein Spinnweb gegen die Gefahr.“ Weiters sind auch die medizinischen und wissenschaftlichen Irrtümer, etwa bezüglich des weiblichen Zyklus, dokumentiert. Eines amüsierten Lächelns braucht man sich an mancher Stelle nicht zu schämen. Die zweite Kammer beschäftigt sich mit der Geschichte der Abtreibung, wobei das Thema in einer eurozentrischen Perspektive behandelt wird. Detailliert werden nicht nur die Folgen illegaler Abtreibungen gezeigt, sondern auch auf den weiblichen Körper als Kulminationspunkt verschiedener gesellschaftlicher Interessen verwiesen. (Mariahilfer Gürtel 37, 1150 Wien, U3/U6 Westbahnhof)

MUSEUM FÜR HEIZKULTUR. Eigentlich trägt das unterirdisch gelegene Museum den Namen „Brennpunkt“, das Programm ist allerdings das gleiche geblieben: Es geht um das Heizen, nicht nur als technische, sondern auch

als (anti)ökologische und gesellschaftliche Praxis. Was heute als hochtechnologischer, (für fast alle) selbstverständlicher Vorgang angesehen wird, ist hier abseits der Alltäglichkeit thematisiert. So wird auch der Zusammenhang von ökonomischen Umbrüchen – etwa der Übergang zum industrialisierten Kapitalismus und dessen energiepolitische Umstellungen auf Kohle – beleuchtet. Auch die sozialräumliche Dimension wird ins Licht gerückt. Wusstet ihr, dass der Westrand Wiens zu den kältesten Regionen der Stadt zählt und die Heizkosten dort im Schnitt um 15 Prozent höher sind als etwa im Stadtkern? Das liegt unter anderem an der weniger dichten Bebauung in diesem Gebiet. Im eng bebauten Stadtkern spricht man vom „Wärmeineffekt“. Im Zusammenhang mit der schlechteren Wärmeisolierung in den billigeren Wohngebieten ist dies sozial- und umweltpolitisch sicherlich ein brisantes Thema. Bis Mai dieses Jahres beherbergt der „Brennpunkt“



auch eine kleine Ausstellung mit dem Titel „Von Wegen stilles Örtchen“. Was zunächst banal klingt, ist eine historische, soziale und ökologische Betrachtung der Toilette. So sind etwa Beobachtungen einer Wartefrau in den öffentlichen Toiletten im Buch „Die Memoiren der Wetti Himmlisch“ nachzulesen. Die Ausstellung ist multimedial: So kann man etwa eine Sendung eines Schüllerradios anhören, in der unter anderem das Phänomen der „Schüchternen Blase“ – vor allem Männer, die auf öffentlichen Toiletten nicht können/wollen – psychologisch beleuchtet wird. Eine akademische

Betrachtung des Klos kann man sich zu Gemüte führen, wenn man dem Ausschnitt eines Vortrages von Slavoj Žižek über „Toilets and ideology“ zuhört. Der „Brennpunkt“ ist voll mit Alltäglichkeiten, in denen aber mehr steckt, als man anfänglich glaubt. (Malfattgasse 4, 1120 Wien, U6/U4 Längenfeldgasse)

FÄLSCHERMUSEUM. Kunst und Fälschung sind einander verschwimmt. Wer sich über die Geschichte der Kunstfälschung einen kleinen Überblick verschaffen will, ist im Fälschermuseum Wien gut aufgehoben. Hier kann man dutzende „Originalfälschungen“ betrachten und die Geschichte ihrer „Schöpfer_innen“ kennenlernen. Wer mit der Materie noch nicht allzu vertraut ist, kann sein kunstbezogenes Vokabular erweitern. Vorzufinden sind Stilsfälschungen, Verfälschungen, Plagiate, Lithographien (= Identfälschungen, bei denen detailgetreu gefälscht wurde) und Kopien. Noch interessanter als die Werke an sich sind die Fälscher_innen. Was treibt einen Menschen, der über genug Talent verfügt, eigene fabelhafte Malerei zu schaffen dazu, sich als Copycat zu gerieren? Ist es lediglich die Aussicht auf lukrative Geschäfte? Wenn dem so sein sollte, wie erklärt man sich dann, dass Fälscher_innen wie der Brite Tom Keating „ihre“ Werke absichtlich präparieren, fremde Elemente gut versteckt einfügen, so dass sie sich früher oder später von selbst enttarnen? Es liegt der Verdacht nahe, dass diese Menschengattung auch der lustvolle Drang, Menschen zu täuschen und zu veralbern, antrieb. Selbst das Fälscher-



museum wurde schon zum Opfer und stellte eins der geschätzt zehn Prozent musealer Ausstellungsstücke aus, die keine Originale sind. 2006 stellten sich die kurz davor erworbenen Kujau-Werke – Kujau wurde Anfang der 80er bekannt, als seine millionenschwere Fälschung der Hitler-Tagebücher aufflog – als „falsche Fälschungen“ heraus. (Löwengasse 28, 1030 Wien, U3 Rochusgasse/Buslinie 14a)

KARIKATURMUSEUM. „Kult auf 4 Rädern“ ist der Titel der anlässlich des 130. Geburtstages des Automobils eröffneten Ausstellung im Kremser Karikaturmuseum. Konkret geht es um



Foto: Karikaturmuseum

die Rolle des Autos in Karikaturen und Comics. Auffallend oft sind darunter politische Kommentare, in denen das Auto als Metapher wirkt. So fährt etwa David Cameron, der britische Premier, im Kreisverkehr „gegen den Strom“. Weiter gibt es Interessantes für Chauvinisten, die der Meinung sind, Frauen gehören nicht hinter das Steuer: Die erste Langstreckentestfahrt, die zum Erfolg des ersten Patent-Motorwagens von Carl Benz und damit des Autos insgesamt führte, wurde von dessen Frau Bertha absolviert. Wer hätte das gedacht? Weiters gibt es im „Kari“ Krems eine variierende, aber dauerhafte Ausstellung der Karikaturen von Manfred Deix. Per Kombiticket kann man auch die Kunsthalle vis-à-vis besuchen. (Franz Zeller Platz 3, 3500 Krems)

Johannes Mayerhofer studiert Soziologie und Psychologie an der Uni Wien.



Foto: Sarah Binder

Willst du mit mir online-shoppen?

Outfittery will „Shopping für Männer“ bieten. Ein Selbstversuch.

Curated Shopping ist ein Geschäftsmodell im Online-Versandhandel, dem sich einige Neugründungen gänzlich verschrieben haben und dem sich zur Zeit viele etablierte Online-Versender anschließen. Einer bestimmten Zielgruppe werden nach Austausch von Größenangaben und modischen Vorlieben komplette Mode-Outfits zugesendet. Der Kunde kennt die Produkte im Vorhinein nicht und vertraut auf die Stilsicherheit der Berater_innen. Lea von Outfittery ist vermutlich die bekannteste vermeintliche Online-Modeverkäuferin im deutschsprachigen Werbefernsehen und versucht der Zielgruppe Mann die Vorzüge dieses Konzeptes näherzubringen. Gleichzeitig repräsentiert sie die Modeberater_innen des Online-Modeversandhauses und soll deren Vorgehensweise dem potentiellen Kunden aufzeigen. „Shopping für Männer“ lautet die Devise und da ist es wohl auch kein Zufall, dass neben einigen Männern vorwiegend attraktive Damen als Style-Expertinnen auf der Homepage des 2012 gestarteten Unternehmens, das sich als Branchenführer ausweist, aufscheinen und von einer „Taskforce Männerverstärker“ befehligt werden. Um in die Zielgruppe dieses Werbekonzepts zu fallen, muss einem Menschen nur folgendes Unternehmenscredo genügen: „Eine Welt, in der Männer das tun, was sie glücklich macht“, was auch immer das sei. Shopping sei nämlich nicht für jeden Mann ein Vergnügen. Aber die Zeit und Mühe, durch Läden zu laufen, kann einem erspart werden, wenn er den Personal Shopping Service in Anspruch nimmt.

HOW I MET MY STEFANIE. Eindrucksvoll wird vermittelt, dass diese modischen Menschen ihr Handwerk verstehen, denn im Einleitungsvideo zur Anmeldung wird gezeigt, wie zwei weitere Style-Expertinnen, Vanessa und Tanja, in Berlin (Berlin!!!), das so anders, kreativ und inspirierend sei, selbst modisch gekleidet fröhlich Outfits zusammenstellen. Obwohl mir weder zum eigenständigen

Kaufen von Kleidung die Lust fehlt, noch die dafür benötigte Zeit Probleme bereitet, bin ich gespannt, ob ich einen Benefit aus einer Beratung ziehen könnte. Stefanie wird mir als meine persönliche Ansprechpartnerin zugewiesen und per automatisch generiertem Outlook-Termin wird ein Telefonat vereinbart. Sie lässt mich nicht lange warten und ein paar Stunden später stellt sie sich mir telefonisch vor und fragt, ob wir uns duzen sollten, schließlich seien wir ja gleich alt. Ich bejahe und beantworte etwas schüchtern ihre Fragen, bei denen sie voraussetzt, dass ich Mode-Fachvokabular verstehe. Meine Heimatstadt sei wunderschön, versichert sie mir und nennt mir eine Lieferdauer. Sie werde sich bemühen, verspricht sie mir und ich lese nach dem Gespräch auf der Unternehmensseite ihre Hobbys nach. Mit einem Klick auf ihr Foto erfahre ich darüber hinaus, wie sie ihren Kaffee trinkt und was sie glücklich macht. „Styled with love“ zielt eine Woche später die Seitenwand meiner Outfit-Box! Darin liegen ein Foto von ihr und eine handgeschriebene Nachricht, die mit „Lieber Ernst“ beginnt. Ach, Stefanie! Die Kleidungsstücke sind natürlich auch in dem Paket, befinden sich jedoch zunächst nicht im Fokus des Interesses. Die Enttäuschung folgt jedoch abrupt. Warum verwendet sie für die direkte Anrede an mich am Ende des Briefes wieder „Sie“? Wahrscheinlich hat sie unser Gespräch vergessen und in mir erhärtet sich die Annahme, dass ich womöglich doch nur einer von unzähligen Kund_innen bin, der_die einer ungleichgeschlechtlichen Kontaktperson bereitwillig alle seine_ihre persönlichen Daten, Interessen und Vorlieben bekanntgibt und das obwohl ich doch immer darauf achte, nicht in die Falle interessensbezogener Werbung zu tappen. Ich frage mich, ob Stefanie nach Provision bezahlt wird oder Verkaufszahlen erreichen muss und erinnere mich an ihr Versprechen, dass meine Outfits besser werden, wenn wir uns besser kennenlernen. Außerdem

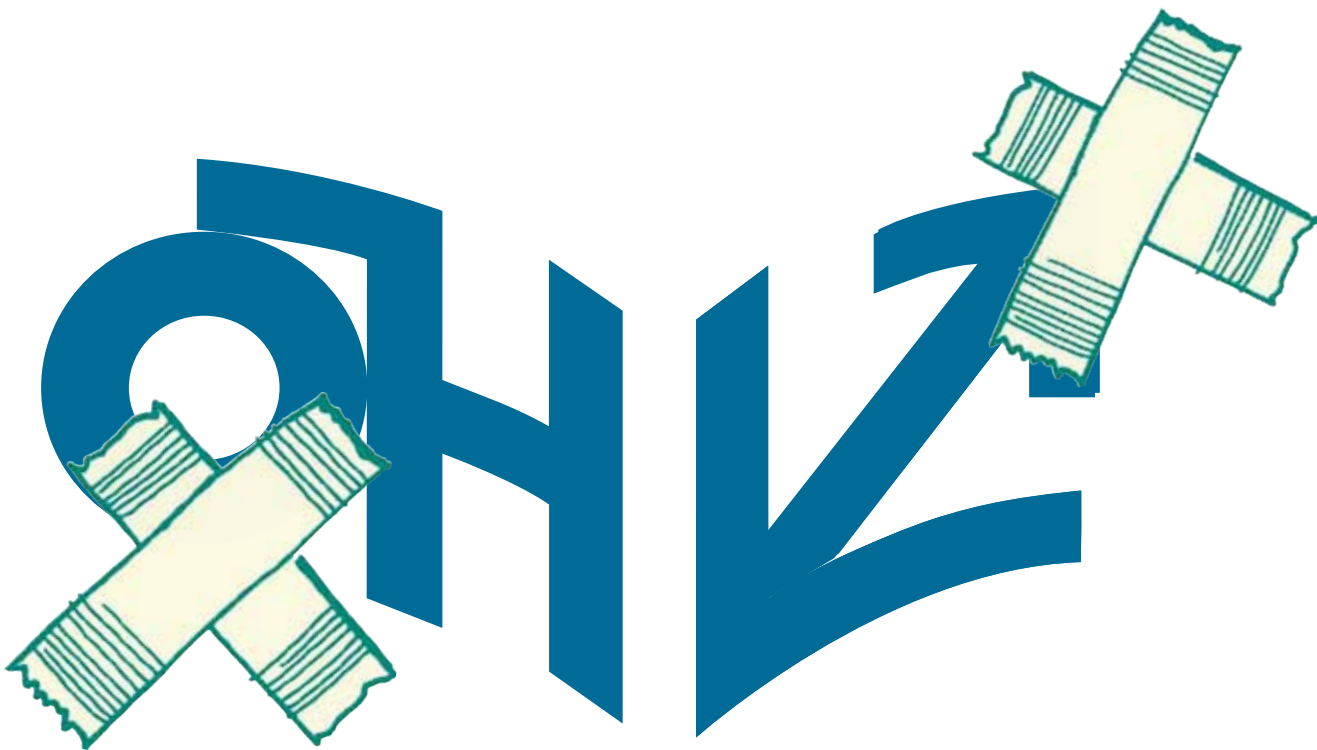
wolle sie mich bald wieder anrufen, wie kann ich da einfach alles wieder zurücksenden? Kundenbindung wird hier erfahrbar gemacht.

PERSÖNLICHKEIT. Alle Klischees, die Männer und Kleidung in Kombination bieten, werden ausgiebig bedient und die Lösung für den Mann liegt parat: weibliche Modeberaterinnen, die alle damit verbundenen ungewünschten und lästigen Aufgaben übernehmen und das auch noch kostenlos, wie zum Schein suggeriert wird. Frauen in Werbungen sind nun wahrlich nichts Neues, aber diese direkte Instrumentalisierung ist von enormem Ausmaß. Der konsumierenden Person sollen Interesse und Nähe vermittelt werden, in Wahrheit kommt hier lediglich ein ausgeklügeltes Businesskonzept zur Anwendung, das mit der versprochenen Persönlichkeit, Inspiration, Liebe zum Detail und Kreativität nichts zu tun hat. Ein armseliges Spiel. Viele Menschen lieben es, über Kleidung ihr Innerstes nach außen zu kehren, Neues zu wagen, Altes zum vielleicht wiederholten Male hervorzuholen und auf andere Weise zu kombinieren. Bei Curated Shopping kann mehr oder weniger teure Kleidung zwar durch Kaufkraft erworben werden, wie bei jedem gewöhnlichen Modehaus auch, Originalität muss dadurch trotzdem nicht gegeben sein. Die gelieferten Jeans, die karierten und einfarbigen Hemden, die grauen Sweater, die Sneakers und der schwarze Gürtel werden den Versprechungen nicht gerecht und werden meinen Kleiderschrank nicht bereichern. Wer an sich selbst einen modischen Anspruch stellt, sich seine Kleidung aber nicht selbst auswählen kann, wäre wohl auch über Hilfe beim Anlegen derselben froh. Glücklicherweise wird für Bittstellungen dieser Art kein Service angeboten, aber wer weiß, was zukünftig noch alles zur Kundenbindung angedacht wird.

Ernst Königshofer studiert Germanistik und Geographie und Wirtschaftskunde an der Universität Wien.

ÖH Versicherung

Als ÖH-Mitglied genießt du, im Rahmen deines Studiums, bei der Generali Versicherungs AG eine umfassende Unfall- und Haftpflichtversicherung.



oeh.ac.at/versicherung



Mail: studierendenversicherung@oeh.ac.at



Unter oeh.ac.at/versicherung findest du auch die jeweilige Ansprechperson für deine Hochschule



Fragen: oeh.ac.at/versicherung



CYBERPUNK-SCHNITZELJAGD



Neo-San-Francisco, wenige Tage vor Weihnachten 2064. Ich schreibe ein lange aufgeschobenes Review über besonders intelligente Kopfhörer. Danach genieße ich endlich den gerechten Schlaf freischaffender Journalist_innen. Aber nur kurz: Ein kleiner Roboter namens Turing ist in meine Wohnung eingedrungen. Schlaftrunken höre ich seine Erklärungen: Mein Wohnungsschloss ist unsicher, er ist die erste künstliche Intelligenz mit richtigem Bewusstsein und Emotionen, und außerdem ist mein Bekannter Hayden Webber, der Turing gebaut hat, entführt worden.

Meine Fähigkeiten als investigative_r Journalist_in werden also gebraucht, um Hayden wiederzufinden.

Schnell erfahre ich, dass neben den großen Technologiekonzernen, die einen Großteil der staatlichen Funktionen wie Polizei oder Telekommunikationszugang übernommen haben, auch die Protestgruppe „Human Revolution“ zu den Verdächtigen zählt. Die Gruppe ist gegen jede Art von cybernetischen oder genetischen Veränderungen von Menschen, die 2064 an der Tagesordnung stehen. Ebenso wie die Konzerne sind sie wohl hinter Turings künstlicher Intelligenz her. Es beginnt ein Krimi, der mich und Turing in Nachtclubs, Medienunternehmen, Hinterhofkliniken führt. Allerdings scheint uns bei der Suche nach Hayden irgendwer immer einen Schritt voraus zu sein...

Read Only Memories ist ein klassisches „Point and Click“-Adventure in wunderschöner neonleuchtender Retro-Pixelgrafik mit passendem Soundtrack. Auch die dargestellte Zukunftsvision mit allen kontrollierenden Großkonzernen, genetisch modifizierten Katzenmenschen und sprechenden Robotern

könnte aus den 1980er Jahren stammen. Aufgelockert wird die düstere Atmosphäre durch Turings naiven Humor. Die nicht-lineare, vielschichtige Story ist intelligent und beleuchtet nicht nur das Thema künstliche Intelligenz, sondern auch ethische Fragestellungen zu Transhumanismus und Gentechnik am Menschen. Ein besonderes Lob gibt es neben dem äußerst stimmigen Erscheinungsbild auch für die Möglichkeit, die Pronomen der Spielfigur am Anfang des Spiels selbst auszuwählen. Einziges Manko: Die hervorragende Sprachausgabe ist nur im Intro und Outro zu hören.

Joël Adami studiert Umwelt- und Bioressourcenmanagement an der Universität für Bodenkultur Wien.

*R.O.M. (Read Only Memories), MidBoss
readonlymemori.es
Einzelspieler_innen, Windows, Mac und Linux
9,99 Euro bei Steam, 9,49 Euro bei
humblebundle.com, 9,05 Euro bei itch.io*

Serien-Rezension

DIE ID GIRLS KOMMEN



Das Magazin The New Yorker hat den Begriff „Id Girls“ für die Macherinnen und Hauptdarstellerinnen der Comedy-Serie „Broad City“ erfunden. Id ist Englisch für Freuds Es, den unbewussten, triebhaften Teil einer Person. Mit Amy Poehler als ausführender Produzentin begann Mitte Februar die dritte Staffel der lustig verstörenden Fernsehserie über das Leben zweier Twentysomethings in New York. Die zwei auf sonderbare Weise sympathischen Frauen verkörpern die zwei Hauptambitionen der Hipster-Generation – sie wollen kreativ sein und Hedonismus leben. Illana versucht so wenig wie möglich zu arbeiten und so viel wie möglich zu kiffen, wobei ihr Lieblingsversteck für ihre Rauchwaren ihre Vagina

ist. Abbi möchte als Graphikdesignerin arbeiten. Sie finanzieren sich über Jobs im Fitnessstudio und im Marketing.

Eine einfache Rechnung geht auf: Da die zwei Hauptdarstellerinnen weiblich sind und quasi alle Witze über sie laufen, ist feministische Subversion in fast jeder Szene aufzufinden. Unsicherheit und Laissez-faire sind hier auch in weiblicher Gestalt sympathisch, nicht mal Körperflüssigkeitshumor braucht ein männliches Pendant.

„Broad City“ macht die Diversität New Yorks sichtbar und der bizzare Humor ist radikaler als in der Schwesternserie „Girls“. Die Protagonistinnen sind sich ihrer Position als weiße Frauen in der Gesellschaft zumindest teilweise bewusst, vor allem Illana spricht Themen wie White Supremacy, Prekarität und Transfeminismus manchmal an. Die Freundinnen propagieren ein wenig am Mainstream orientiertes

Körperselbstbild, obwohl Selbstzweifel auch hier nicht zu kurz kommen.

Der Titelsong Latino N’Proud passt perfekt in die Collage aus dem Big Apple. Die Comediennes nehmen hin und wieder gestische Anleihen im Hip Hop. Sie kopieren übertriebene Männlichkeitsposen und Machtdemonstrationen und verwenden dies als Kritik am weißen Patriarchat. Fraglich bleibt, ob damit nicht eine unwillkürliche Allianz mit eben jenem hergestellt wird, da über schwarze Kultur und vor allem Körper gelacht werden darf.

Sarah Binder hat an der Akademie der Bildenden Künste Wien Konzeptkunst studiert.

„Broad City“, created by Illana Glazer und Abbi Jacobson; erste und zweite Staffel auf DVD erhältlich, die dritte Staffel läuft seit Februar 2016 auf Comedy Central.

Buch-Rezension

ZWEI MAL „WO KOMMEN KINDER HER?“ OHNE HETERONORMATIVE KACKSCHEISSE



Wie Single-Vater Tobias mit Lotta schwanger wurde, erzählt „Wie Lotta geboren wurde“. Ein Freund schenkte ihm die Samen, die er dafür benötigte. Dass Tobias vermutlich ein trans* oder inter* Mann ist und weshalb er eine Gebärmutter hat, wird nicht thematisiert. Stattdessen betont das Buch Tobias’ Vorfreude – und wie er zusammen mit Freund_innen und Verwandten jubelte, als Lotta endlich auf der Welt war.

„Maxime will ein Geschwister“! Oder mehrere. Dabei ist für ihn das Geschlecht des potentiellen Geschwisterchens gänzlich irrelevant und wird nicht mal

angesprochen. Macht einfach, Mamis! Die beiden Mütter sind einverstanden, greifen zur anonymen Samenspende und neun Monate später kann Maxime sein Geschwister Nikola im Arm halten.

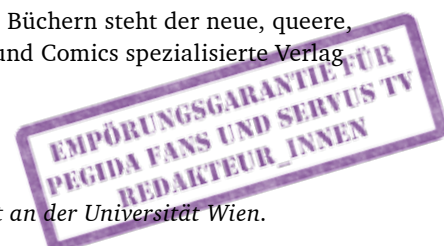
Die Bücher behandeln eine ähnliche Thematik und eignen sich, Kindern zu erklären, wie sie auf die Welt kamen – ohne ihnen dabei gleich cissexistische Unwahrheiten à la „alle Frauen können schwanger werden, alle Männer können das nicht“ aufzutischen. Auch die Mär von der Familie, die unbedingt genau einen Vater und genau eine Mutter bräuchte, bleibt den Kindern so erspart. Ein klares Plus für alle: Sowohl für die, deren Familie nie in Kinderbüchern vorkommt, als auch für alle anderen, die so ein wenig über den Tellerrand hinaus schauen können, von Kids bis Erzieher_innen. Die Erklärungen sind liebevoll und kleinkindgerecht. Körperteile sind weniger wichtig als dass jedes Kind weiß: Hauptsache ist, dass meine Eltern sich bewusst für mich entschieden

haben und sich darüber freuen, dass es mich gibt! Auch die Vielfalt möglicher Bezugspersonen und Familienformen wird betont. Nicht nur Maximes Mütter und Lottas Vater freuen sich über ihre Babys, auch Mitbewohner_innen, Verwandte und Freund_innen sind gleichberechtigt dabei. Gezeigt wird auch, dass nicht alle in einer Familie die gleiche Hautfarbe haben müssen: Maxime ist wie eine Mutter schwarz, Baby Nikola und die andere Mutter sind weiß.

Hinter den kleinen Büchern steht der neue, queere, auf Kinderbücher und Comics spezialisierte Verlag „Atelier 9 ¾“.

Non Chérie studiert an der Universität Wien.

Schmitz-Weicht, Schmitz: Wie Lotta geboren wurde & Maxime will ein Geschwister, Atelier 9 ¾, je 10 Euro.



FIBER_FEMINISMUS



Ich habe endlich *fiber*. Seit 2015 ist das erste Buch des *fiber*-Kollektivs erhältlich. Ein Herzstück des seit 2002 bestehenden Kollektivs und Wundertüte für alle *fiber*-Fanatiker_innen und für die, die es noch werden wollen. Jedes halbe Jahr ein Magazin herauszubringen ist eine Sache, doch ein Buch zu produzieren, das den dynamischen und queer_feministischen Geist des *fiber*-Kollektivs einfangen soll, eine ganz

andere. Keine leichte Aufgabe für die *fibrigen* Freigeister. Auf 287 Seiten findet ihr zahlreiche neue und alte Texte zu den queer_feministischen Entwicklungen der letzten zwölf Jahre, die das Magazin festgehalten und behandelt hat. *fiber*-Feminismus schenkt uns einen tiefen Einblick in die Arbeit und Herangehensweise des Kollektivs. An künstlerischer Gestaltung à la *fiber* wird ebenfalls nicht gespart. Von „Sprach-k(r)ämpfe“ zu „Wer ist die queerste im ganzen Land“. Von „Die kleine Geschichte vom endlosen Kommen“ zu „Did she put up a fight“. Von „Wiksern und Weibern“ zu „Punk – Das Ende der Utopie“. Das und vieles mehr stecken in der trilogischen Komposition Werkstoff, Feminismus und

Popkultur, die das Buch gliedern. „This is a ‚must‘ read for anyone who wants to stay cool“, so Judith Butler anlässlich der Erscheinung des Buches. Ich stimme der Das-Geschlecht-ist-ein-Konstrukt-Göttin nur zu und werde es auch jeder/m so mit auf den Weg geben.

fiber-Kollektiv (Hg.), *fiber_feminismus*, zaglossus 2015, 288 Seiten, 17,95 Euro.

Carmela Migliozi studiert Deutsch und Italienisch auf Lehramt an der Universität Wien.

Zweimal hingehört

DAVID BOWIE
„BLACKSTAR“

es ist auch einfach ein vielfältiges, schönes Album, vor allem für Freund_innen von rätselhafter Traurigkeit und Alt-Saxophonen. Es gibt wirklich viel Saxophon, straight aus den 80ern.

Malte Röhricht studiert Politikwissenschaft an der Universität Wien.

MORITZ: Wenn man, so wie ich, mit dem Schaffen Bowies wenig bis gar nicht vertraut ist, kann man sein letztes Album auch nicht im Kontext eines Lebenswerks betrachten. Nicht wissend, worauf man sich einlässt, ist es schwierig, Zugang zu „Blackstar“ zu finden, das mit einem Stück von zehn Minuten Länge mit so einigen Längen beginnt. Die darauf folgenden 35 Minuten Spielzeit decken das gesamte Spektrum von unerträglich trübend bis hin zu packend mitreißendem Musikgenuss ab. Kein Stück möchte sich mit irgendetwas vergleichen oder sich gar in eine musikalische Schublade einordnen lassen. Wenn überall, im einzelnen Track, aber auch innerhalb des gesamten Albums, alles bricht, Bowie über packende Rhythmen hinwegnölt und nichts zusammenpassen möchte, kann man das toll finden, es ist aber oft einfach nur anstrengend. Abgesehen von „Sue (Or in a Season of crime)“ und „Girl Loves Me“ werde ich mir keines der Lieder bewusst ein drittes oder viertes Mal anhören wollen.

Moritz Rauch studiert Soziale Arbeit an der Fachhochschule Wien.

MALTE: „Blackstar“ ist David Bowies 25. und letztes Studioalbum, zwei Tage nach der Veröffentlichung verstarb der Meister. Wesentlich experimenteller als das, was die/der durchschnittlich versierte KennerIn des Pop von Bowie eben kennt, dürfte es in Bezug auf Klangfarben und Stimmung mit sehr viel Jazz- und Rockeinflüssen überraschen. Weil man jetzt Experte/In ist und das Album sehr überraschend quasi aus dem Grabe heraufschallen hört, lauscht man natürlich auf die inzwischen prophetisch gedeuteten Zwischentöne, die Themen Tod und Mortalität. In „Lazarus“, der Single, singt Bowie etwa „I’m in heaven [...], everybody knows me now“. Es ist tatsächlich auf ehrliche Weise tragisch, aber auch sehr kryptisch, vor allem für eine/n frischgebackene/n Experte/In. Die Ausnahme bietet da vor allem „Girl Loves Me“, das durch sein treibendes Jazzschlagzeug, merkwürdig dissonante Instrumente und Bowies brechende Stimme, die in Polari, einem Slang aus der Londoner Gay-Scene der 70er, singt, aus der großen Melancholie des Albums ausbricht. Als Experte/In muss man „Blackstar“ wohl als Abschied, als Bowies Ahnung seines Todes hören, aber

CAGE THE ELEPHANT
„TELL ME I'M PRETTY“

Marie Luise Lehner studiert Sprachkunst an der Universität für angewandte Kunst in Wien.

KATJA: Also, „Cage the Elephant“, „Tell Me I’m Pretty“, nun ja, ... die Platte läuft schon zum dritten Mal bei mir durch und mir fällt einfach gar nichts ein, was diesen Sound gut beschreiben würde. Moment, das ist gelogen, ich muss es umformulieren: Mir fällt dazu nichts ein, was nicht schon eine Milliarde Mal aufgeschrieben wurde. Wie viele vierköpfige Gitarrenbands aus den Vereinigten Staaten wird es wohl geben, die Indierock spielen? Mir fallen auf Anhieb gerade einmal 43 ein, von denen ich mir bei dreien nicht ganz sicher bin, ob sie nicht vielleicht aus Skandinavien kommen. Anyway, die drei Adjektive, die mir spontan zur Musik einfallen: beliebig, langweilig, Arschgeweih. Ich würde den Platz auf diesem Blatt Papier in diesem Magazin gerne für etwas Sinnvolleres nutzen, ein Kochrezept vielleicht oder eine Strickanleitung. Passend dazu tönt im Hintergrund gerade Sänger Matthew Schultz die beispielhafte Zeile „du dudub du du, oh yeah“. Die Recherche über Band und Album hat überhaupt keinen interessanten, erwähnenswerten Fakt ans Licht gebracht, es tut mir leid. Die Band soll – wie jede andere auch – live eine unheimliche Energie versprühen. Sänger Matt und Gitarrist Brad sind Brüder. Die Namen reimen sich. Total crazy.

Katja Krüger ist Einzelpersonenunternehmerin und studiert Gender Studies an der Universität Wien.

MARIE LUISE: Kaum läuft bei mir zuhause die neue Platte von „Cage the Elephant“ habe ich das Gefühl, ich kann und will mitsingen, will ein bisschen tanzen. Über sympathischem Indierock liegt eine angenehme Frauenstimme. „Cage the Elephant“ haben sich mit ihrem neuen Produzenten Dan Auerbach (Frontmann der Black Keys), der an „Tell me I’m pretty“ mitgearbeitet hat, in der Qualität ihrer Aufnahmen eindeutig gesteigert. Auf dem Cover ist eine rothaarige dünne Frau zu sehen, die romantisch zum Himmel schaut und so aussieht, als habe sie ein wenig zu viel Sonne abbekommen. Die Lyrics sind gut, die Songs fließen ineinander und funktionieren. Keines der Lieder sticht besonders heraus, zu allem lässt sich mit dem Kopf wippen, zurück bleibt ein angenehmes Gefühl. Charakterisieren würde ich das als „Sag mir, dass ich schön bin, aber sonst ist alles, alles in Ordnung“-Gefühl. Diesen Sound würde ich gerne in der Früh nach ekstatisch durchgetanzten Nächten oder auf einem langen Roadtrip hören. Vor meinem inneren Auge entstehen Bilder von den Mädchen im Club, die verschwitzte Haare psychedelisch in ihre Gesichter hängen lassen.

Deutschland als Gruppenerster

Im Wettkampf um den rechten Platz überholt die deutsche AfD kurz nach Saisonbeginn die FPÖ.

Sensation, das hätte niemand gedacht: Erstmals seit 1945 steht Deutschland kurz vor dem Gruppensieg und damit dem Einzug ins Achtelfinale des European Racist-Race. Zuletzt hatte sich die FPÖ in ihrer Gruppe B mit Deutschland, Luxemburg und Frankreich einen soliden zweiten Platz gesichert. Mit der Forderung nach dem Gebrauch der Schusswaffe, explizit auch gegen Flüchtlingskinder, hat die deutsche AfD in den letzten Wochen nicht nur ordentlich Boden gut gemacht. Nein, sie konnten sogar die Tabellenspitze erklimmen.

Bricht da gerade eine neue Ära im European Racist-Race an? Während die deutschen Vertreter_innen in den vergangenen Jahren kaum einmal die Gruppenphase überstehen konnten, steht die AfD gegenwärtig souverän an der Tabellen-Spitze der Gruppe B. Nach den jüngsten Äußerungen von Spielführerin Petry und rechts außen von Storch zum Thema Schusswaffengebrauch an der Grenze stehen die Gruppeneegner_innen aus Frankreich und Österreich ordentlich unter Druck. Außenseiter Luxemburg weiter abgeschlagen.

ZEITENWENDE IM SPORT? Eine Zeitenwende im European Racist-Race? Obwohl die goldenen Zeiten des deutschen Rassismus bereits weit in der Vergangenheit liegen, genießen deutsche Vertreter_innen der Szene nach wie vor Legendenstatus. Wer erinnert sich nicht gerne an die Zeiten, als international anerkannte deutsche Rassisten wie Hitler und Himmler die athletische Speerspitze Europas bildeten und von 1933 bis 1945 sage und schreibe zwölf Titel in Folge heim ins Reich holen konnten. Nachdem Hitler seine Karriere vorzeitig beenden musste, fehlte es an qualifiziertem Nachwuchs. Über Jahre war Deutschland nicht konkurrenzfähig. NPD und Republikaner waren nur ein Schatten

der glorreichen Vergangenheit. Einzig die bayerische CSU konnte immer wieder Achtungserfolge erzielen. Doch nun scheint sich das Blatt zu wenden! Die Alternative für Deutschland, eine junge aufstrebende Partei mit Talent für rechtsradikale Propaganda, spielt sich im Europäischen Konzert ganz nach vorne.

AFD AN TABELLENSPITZE. Gleich zu Saisonbeginn konnte AfD-Partei-vorsitzende Frauke Petry mit einem schnellen Angriff über die rechte Flanke überzeugen: Sie forderte den Schusswaffengebrauch zur Grenzsicherung als Ultima Ratio. Kurz darauf legte die EU-Parlamentarierin von Storch nach. Auf einen Facebook-Kommentar, ob auch auf Kinder und Frauen geschossen werden sollte, antwortete sie mit „Ja“. Der Protest der Luxemburger_innen, diese Forderung sei ein grobes Faulspiel, da sie klar gegen die Europäischen Regeln verstoße, wurde abgelehnt, da Frau von Storch schlüssig glaubhaft machen konnte, sie sei lediglich auf ihrer Maus abgerutscht. Währenddessen enttäuschte



Foto: Mafalda Rakos

der französische Front National: Am 30.01. musste ein Bürgermeister des französischen Vertreters den Bau einer Moschee genehmigen. Dadurch kann sich die österreichische FPÖ weiter Hoffnung auf den zweiten Tabellenplatz machen. Zurzeit rangiert der Front National knapp vor der FPÖ.

EXPERT_INNEN SKEPTISCH. Expert_innen sehen die Position der FPÖ auch wegen der von Rot-Schwarz beschlossenen Obergrenze gefährdet. „Es ist schwer erfolgreich Rassismus zu betreiben, wenn Sozialisten einem das Programm klauen!“, so ein willkürlich ausgewählter und selbst ernannter Racist-Race-Experte und Anhänger. Erst kürzlich hat die Österreichische Bundesregierung „degressiv ausgerichtete Richtwerte“ zur Bewältigung der Flüchtlingskrise verabschiedet. „Das klingt zwar klug, unterscheidet sich aber letztlich nicht von unserem Konzept“, so der besagte Experte weiter. Mit Euphemismen könne man jedoch nicht das European Racist-Race gewinnen. „Obwohl niemand weiß, wie man die neue deutsche Rechte auf

dem politischen Schlachtfeld besiegen kann, muss an einer neuen Taktik gearbeitet werden. Waffeneinsatz an der Grenze werde man vorläufig jedoch nicht fordern. „Ich bitte Sie, wir werden doch nicht alle humanitären Grundsätze über Bord werfen, nur um das ERR zu gewinnen!“

DAVID GEGEN GOLIATH. Selbst wenn es der FPÖ gelingt, den Front National in seine Schranken zu verweisen und als Gruppenzweiter ins Achtelfinale einzuziehen, so wartet dort eine wahre Mammutaufgabe auf die Strache-Boys and -Girls. Im Achtelfinale wartet Polen, mit seiner PIS Partei, einer der großen Favoriten des diesjährigen Racist-Race. Die polnische Regierung hat mit der Gleichschaltung der Medien und der Entmachtung des Verfassungsgerichts für Schlagzeilen gesorgt. Außerdem weigert Polen sich weiterhin vehement, mehr Flüchtlinge aufzunehmen. Damit wäre Österreich der klare Underdog. Sollte die FPÖ doch noch ein Ass aus dem Ärmel ziehen, träfe man wohl im Viertelfinale aller Voraussicht nach auf den Titelverteidiger Ungarn.

Sollte die Stimmung in Österreich nicht endgültig kippen, besteht demnach kaum eine Chance für Österreich, dieses Jahr einen Platz auf dem begehrten Racist-Race-Treppchen zu ergattern. Trotzdem ist noch nicht jede Hoffnung verloren: „In der Politik ist immer alles möglich!“, so der befragte Experte weiter. Sollten die Österreicher_innen kein Glück haben, bleibt ihnen immer noch der alpine Skisport – der Nationalstolz Österreichs bleibt also unangetastet.

Hans Sebastian Schoof studiert Politikwissenschaft an der Universität Wien.

A blue-toned image of a Van de Graaff generator. Two large, dark blue spheres are positioned on the left and right. A bright, glowing blue spark or discharge is visible between two smaller spheres in the center, connecting the two larger ones. The background is dark with some blurred light spots.

WISSENSCHAFT

Warum der Nationalsozialismus von den alliierten Staaten angeklagt wurde

Zwischen November 1945 und Oktober 1946 fand im Nürnberger Justizpalast ein bisher einzigartiger Strafprozess statt.

Vor dem zu diesem Zweck geschaffenen Internationalen Militärtribunal (IMT) wurden 24 „Nazi-Führer“ und sieben nationalsozialistische Organisationen angeklagt. Die vier Hauptanklagepunkte stellten eine Reaktion auf das bis dahin nicht gekannte Ausmaß und die Schwere der Gewalt des Nationalsozialismus dar. Die Anklage ist auch das Ergebnis einer Deutung dieser verbrecherischen Gewalt und Herrschaftsform.

DER JURISTISCHE BLICK. Der Prozess gilt als Meilenstein in der Entwicklung des Völkerrechts. Betont wird dabei die erstmalige individuelle Bestrafung von Spitzenfunktionären eines Staates. Die Alliierten selber nannten sie „Führer, Organisatoren, Anstifter und Mittäter“. Das IMT wird als Beginn einer Zäsur im internationalen Strafrecht gesehen, an deren Ende die Gründung des Internationalen Strafgerichtshofes (IStGH) in Den Haag steht. Dieser soll einen überstaatlichen Schutz von Menschenrechten und die Verfolgung einzelverantwortlicher „Menschenrechtsverbrecher“ ermöglichen. Der IStGH steht vor der Herausforderung seine Gerichtsbarkeit durchzusetzen, und als überstaatliches Gericht von Staaten anerkannt zu werden. Das IMT in Nürnberg stand vor ganz anderen Herausforderungen: Der nationalsozialistische Gewalt und der Wahrnehmung, dass es die Verbrechen waren, die überstaatlich, also international, waren. Für die Anklage der NS-Herrschaft fehlte nicht nur das Gericht, es existierten noch nicht einmal strafrechtliche Kategorien für die bis dahin nicht gekannte Form der Gewaltverbrechen und der politischen Organisationsform der TäterInnen. Das Statut für das IMT wurde im August 1945 auf einer alliierten Konferenz in London verhandelt und schließlich beschlossen. Die Umsetzung einer Anklage der NS-Herrschaft erforderte mehr als Diplomatie.

VIER HAUPTANKLAGEPUNKTE. Das Verbrecherische an den Gewalttaten der NationalsozialistInnen musste zuerst bestimmt werden – auch, um darauf aufbauend völkerrechtlich relevante Brüche von „Vertragsrecht, Gewohnheitsrecht und

allgemeinem Gewissen“, den nach Aussage Whitney Harris, eines der US-amerikanischen Ankläger, drei Hauptquellen des Völkerrechts, bestimmen und strafrechtlich kodifizieren zu können. Das Ergebnis waren vier bis dahin völkerrechtlich nie zuvor angewandte Verbrechenskategorien: „Verbrechen gegen den Frieden“, „Kriegsverbrechen“ und „Verbrechen gegen die Menschlichkeit“. Der vierte Vorwurf – „gemeinsamer Plan oder Verschwörung“ zur Begehung dieser genannten Taten – zielte vordergründig auf die Verantwortlichen ab, wobei die Anklagebehörden damit auch versuchten, einen Zusammenhang zwischen den Taten zu betonen.

Vor dem Schritt der Rechtsfindung und -anwendung mussten die Alliierten eine gewissermaßen kriminologische Einordnung, also das Verbrechen bestimmende oder erklärende Einordnung des Nationalsozialismus, vornehmen. Diese auch als Deutung des Nationalsozialismus und seiner Gewalt zu begreifen, erscheint hier besonders wichtig.

DIE ZIVILISIERTE STAATENWELT. Das Ergebnis dieser Deutung drückte sich in der Selbstwahrnehmung der Ankläger aus. So sah etwa der US-amerikanische Ankläger Robert Jackson als „wahre Klägerin vor den Schranken dieses Gerichts“ die Zivilisation. Die Verbrechen, die in Auschwitz und anderen Vernichtungslagern begangen wurden, an jenen Orten, an denen der „Zivilisationsbruch“ (Dan Diner) des Nationalsozialismus manifest wurde, standen allerdings gar nicht im Fokus der Anklage. Wie ist diese Aussage Jacksons dann aber zu verstehen?

Die Anklagekonzeption war zu jedem Zeitpunkt auf den deutschen Angriffskrieg ausgerichtet. Zeitlich und logisch wurden seine Vorbereitung und Planung als „Knotenpunkt“ (Jackson) gesehen. „Verbrechen gegen die Menschlichkeit“ wurden als Folge der Vorbereitung und Durchsetzung des Krieges gesehen. Systematische – auch die antisemitisch und antislawisch motivierte – Gewalt wurden im zeitlichen Verlauf des Krieges und der Okkupation gesehen und

unter „Kriegsverbrechen“ subsumiert. Dem Sinnbild der Alliierten entsprechend, klagte die Zivilisation den Krieg der Nazis an. Hannah Arendt schrieb in ihrem Denktagebuch: „Das internationale Recht beruhte im Kriege darauf, dass innerhalb der zivilisierten Welt, auch wenn der ‚consensus‘ zwischen den Staaten abgebrochen war, derjenige ‚consensus‘, auf dem jeder von ihnen beruhte, unangetastet bleiben musste. Ohne dies wäre jeder Krieg zu einer Bedrohung des gesetzlich festgelegten Systems des Staates selbst geworden.“ Die Anklage richtete sich genau gegen die vom nationalsozialistischen Krieg ausgehende besondere Bedrohung.

KRIEG GEGEN DIE ZIVILISATION. Die Beweisführung zu den „Verbrechen gegen den Frieden“ zeigte, worin die Bedrohung der Zivilisation gesehen wurde: in einer fundamental gegen die Anerkennung von staatlicher Souveränität gerichtete Kriegspolitik. Der britische Ankläger Hartley Shawcross beschrieb etwa am Beispiel der von Deutschland betriebenen Zerschlagung und Annektierung des tschechoslowakischen Staates, wie die Bedingungen internationaler Beziehungen zerstört wurden. Das zeigt sich an der Behauptung der NationalsozialistInnen dort Gebiete zu okkupieren, die man als von sogenannten „Volksdeutschen“ bewohnt ansah. Nach nationalsozialistischem Verständnis, erklärte Jan Philipp Reemtsma, war der Krieg keiner zwischen Staaten, sondern ein „Rassenkrieg“. Die Ankläger erkannten darin explizit einen Angriff auf die Bedingungen staatlicher Souveränität. Vor Gericht wurde damit der „Mythos von der Rassegemeinschaft“, wie es der französische Ankläger François de Menthon ausdrückte, thematisiert. Die rassenideologischen Versuche festzustellen, wer „Volksgenosse“ war, mündeten seiner Ansicht nach auch in der Hierarchisierung von „Rassen“.

Die „Resubstantialisierung der einst abstrakten staatsrechtlichen Begriffe“, wie Ingeborg Maus diesen politischen Prozess kritisch nannte, und die „Rassifizierung“ des Rechts waren ein Angriff auf die Herr-



Foto: Bundesarchiv

schaft des Gesetzes, die in bürgerlich-kapitalistischen Staaten der Form nach gleiche Rechte und Schutz für alle sichert. So lange nämlich die Rechtsordnung universal ist, schrieb Franz Neumann in seiner Analyse der NS-Herrschaft 1942, garantiert sie „auch ein Minimum an Freiheit, da das allgemeine Gesetz zweiseitig ist und so auch den Schwachen wenigstens rechtliche Chancen einräumt“.

LOGIK DES VERBRECHENS. Deutschland betrieb in den überfallenen Staaten eine vom sowjetischen Ankläger Roman Rudenko beschriebene Vernichtung „aller demokratischen Einrichtungen und bürgerlichen Rechte der Bevölkerung“. Ankläger de Menthon sah in dieser ideologischen und praktischen Entgrenzung der Gewalt eine eigene „Logik des Verbrechens“. Das NS-Regime erkannte nicht nur keine völkerrechtlichen Beziehungen zwischen den Staaten an, „großangelegter, geplanter und systematischer Mord [wurden] zur wesentlichen Aufgabe einer fest gefügten und scheinbar sicheren kriegerischen Besetzung“, so Shawcross.

Die völkische Ideologie wurde vor allem in Gestalt ihrer logischen Feindschaft zu den Bedingungen eines „rechtlich gehegten Zusammenlebens der ‚zivilisierten‘ Völker“ (Erhard Denninger) angeklagt. Der Nürnberger Hauptkriegsverbrecherprozess war keine Sammelklage der von einem „Führerstaat“ in ihren Grenzen verletzten Staaten. Angeklagt wurde eine „Verschwörung gegen die Welt“ (Jackson).

VERSCHWÖRUNG, KEIN FÜHRERSTAAT. Otto Stahmer, der Verteidiger Hermann Görings in Nürnberg, erklärte vor Gericht, ein Diktator zwingt zur Umsetzung seines Planes, eine „Verschwörung mit einem Diktator an der Spitze [sei] ein Widerspruch in sich selbst“. Dieser Einwand überraschte die Ankläger wenig, war es ihnen mit der konzeptionellen Annahme einer „Verschwörung“ konkret daran gelegen zu verhindern, dass sich die Angeklagten hinter dem Staat als „metaphysischen“ Schuldigen oder Hitler als „Diktator“ der Verbrechen verstecken konnten.

Zwar sah man auf der Nürnberger Anklagebank, den Worten des französischen Anklägers Charles Dubost nach, „das Gehirn dieses Staates“ sitzen. Die Deutung einer „Verschwörung“ ist jedoch auch Reaktion auf die spezifische Machtverteilung im Herrschaftsgefüge des NS, dessen politische Organisationsform an Stelle einer allgemein zentralisierten Gewalt vielmehr einen „gemeinsamen Plan“, etwa jene besagten „Knotenpunkte“, aufwies.

Die Ankläger hatten aus den Gewaltphänomenen auf die politische Struktur der nationalsozialistischen Herrschaft geschlossen. Das heißt, der alliierte Deutungsprozess im Rahmen der Anklage limitierte sich auf eine herrschaftsstrukturelle Beschreibung des Nationalsozialismus. Schwachpunkt dieser Wahrnehmung ist, dass sie das „Selbststabilisierungspotenzial“ (Winfried Süß) des NS weiterhin in seiner politischen Organisationsform vermuten musste. Sie musste also so sehr auf die Existenz einer gemeinsamen „Verschwörung“ zur Begehung der Verbrechen pochen, dass sie gewissermaßen in jene Sackgasse lief, an deren Ende den spezifisch nationalsozialistischen Gewaltverbrechen – dem „Zivilisationsbruch“ – eine sinnvolle Herrschaftsfunktion zugeschrieben werden musste. Darum erhielt der Antisemitismus ausgerechnet an dieser Stelle des Prozesses auch die meiste Aufmerksamkeit. Die antisemitische Verfolgung und Vernichtung wurde auf die Funktion als Speerspitze der Drohung gegen potenziellen Widerstand reduziert. Diese Wahrnehmung des Antisemitismus kann die in den Konzentrationslagern betriebene Vernichtung um ihrer selbst willen nur rationalisieren. Sie muss übergehen, dass in Auschwitz die „praktische Widerlegung der Prinzipien von Zweckrationalität und Selbsterhaltung“ wirklich wurde, wie Dan Diner sagte.

Wenn Ankläger Shawcross den Antisemitismus als „Bindemittel zwischen Volk und Regime“ bezeichnete, so scheint den Anklägern dennoch etwas von der Bedeutung des irrationalen Wahns für die Stabilisierung der nationalsozialistischen Gesellschaft

bewusst geworden zu sein. „[D]ie Juden zu vernichten“, war Ankläger Jackson zufolge „eine bindende Kraft, die jederzeit die einzelnen Teilkkräfte dieser Verschwörung zusammenhielt“.

ANALYSE UND ANKLAGE. Die Anklage war nicht das Ergebnis einer „herrschaftstheoretischen“ (Alfons Söllner) Analyse des Nationalsozialismus. Die Wahrnehmung der NS-Gewalt als verbrecherische implizierte eine Deutung der Herrschaft des Nationalsozialismus in Abgrenzung von den politischen Herrschaftsformen der anklagenden Staaten. Gegenstand des Prozesses war das „unstaatliche“ (Franz Neumann) Gewaltverhältnis des NS. Darin zeigt sich deutlich die Differenz der Gegenstände von IMT und IstGH. Eine kritische Analyse aktueller Ideen internationaler Strafgerichtsbarkeit kann hier ihren Ausgangspunkt finden.

Raphael Heinetsberger studiert Politikwissenschaft in Wien und Hamburg.

Literatur:

- Denninger, Erhard: *Erinnerung an Nürnberg*, in: *Rechtshistorisches Journal*, Heft 14, Frankfurt a. M. 1995, S. 526–530.
- Diner, Dan (Hg.): *Zivilisationsbruch*, Frankfurt a. M. 1988.
- Geisel, Eike (Hg.): *Hannah Arendt. Nach Auschwitz. Essays & Kommentare 1*, Berlin 1989.
- *Internationaler Militärgerichtshof Nürnberg: Der Prozeß gegen die Hauptkriegsverbrecher vor dem internationalen Militärgerichtshof*, 13 Bd., München 1984.
- Maus, Ingeborg: *Bürgerliche Rechtstheorie und Faschismus*, München 1980.
- Neumann, Franz L.: *Behemoth – Struktur und Praxis des Nationalsozialismus 1933–1944 [1942/1944]*, Frankfurt a. M. 1977.
- Söllner, Alfons: *Geschichte und Herrschaft*, Frankfurt a. M. 1979.



Vom Hochschulabschluss in die Krise

Mit Mitte Zwanzig ziehen junge Menschen eine erste Lebensbilanz und fragen sich: Ist das Leben, das ich führe, das Leben, das ich führen will? Das endet oftmals in einer handfesten Krise.

Foto: Johanna Rauch

Wer den Hochschulabschluss in der Tasche hat, hat auch das Rüstzeug, um in eine verheißungsvolle Zukunft zu starten. So sollte es zumindest sein. Was für die einen nämlich nach Aufbruch, Chancen und Freiheit klingt, ist für andere wiederum mit Angst, Unsicherheiten und Verzweiflung verbunden. Und darum verwundert es nicht weiter, wenn junge Menschen in dieser Lebensphase – nämlich beim Übergang vom Ausbildungs- zum Berufsleben – in eine Krise schlittern. Die Rede ist hier von der sogenannten „Quarterlife Crisis“.

#QUARTERLIFECRISIS. Tweets wie „Ich hatte zwar keinen genauen Plan, wie mein Leben mit 24 aussehen sollte, aber so wie es jetzt aussieht... #quarterlifecrisis“, „Gespräche mit gleichaltrigen Berufstätigen zeigen mir auf: Ich würde auch nicht tauschen wollen. #quarterlifecrisis“ oder „Der Hashtag #quarterlifecrisis beschreibt mein Denken und meine Situation gerade sehr gut.“ lassen eine düstere Stimmungslage vermuten und sind nur ein Auszug der unzähligen Tweets zum Thema. Drei junge Menschen, die sich ebenfalls mit dem Hashtag #quarterlifecrisis zu Wort gemeldet haben, haben sich dazu bereit erklärt, über das Thema „Quarterlife Crisis“ zu sprechen: Thu Trang Eva (22) studiert „Zeitbasierte und Interaktive Medien“ an der Kunstuniversität Linz, Pia (28) hat kürzlich am Institut für Publizistik der Universität Mainz ihr Studium abgeschlossen und Roland (28) arbeitet als Assistenzarzt in der Notfallmedizin in Marburg.

Woran die drei erkannt haben, dass sie in einer Quarterlife Crisis stecken? „Ich habe vor allem gemerkt, dass mich das typische Generation-Y-Gefühl, nämlich etwas ganz Besonderes aus meinem Leben machen zu müssen, plötzlich überfordert hat. Zudem hatte ich ständig Zweifel, welchen Weg ich denn nun einschlagen soll“, erzählt Pia. Mit dem Gefühl, den falschen Weg eingeschlagen zu haben, kämpft Roland: „Meine Berufsentscheidung zweifel‘ ich stark an. Ich habe einfach das Gefühl, dass ist nicht das Richtige.“ Obwohl Thu Trang Eva genau weiß, dass sie das Richtige macht, machten sich insbesondere in den ersten zwei Semestern ihres Studiums Zweifel breit: „Ich hatte damals den Eindruck, dass meine StudienkollegInnen viel besser, erfolgreicher und kreativer sind als ich.“

IST-ZUSTAND VS. IDEAL-ZUSTAND. Mit Mitte Zwanzig, also am Ende ihres ersten Lebensviertels, überkommt viele junge Menschen das Bedürfnis, eine erste Lebensbilanz zu ziehen, ob das Leben auch den eigenen Erwartungen und Vorstellungen entspricht. In dieser Phase stellen sie oftmals ihre Lebensentwürfe in Frage oder gleichen den Ist-Zustand mit dem vor Jahren anvisierten Ideal-Zustand ab. Dabei sind es Fragen wie „Bin ich mit meinen Beziehungen, meinen Interessen und meinem Job zufrieden?“, „Was mache ich mit meinem Leben?“ und „Wo sehe ich mich in der Zukunft?“, die jungen Menschen schlaflose Nächte bereiten.

Populär wurde der Begriff „Quarterlife Crisis“ um die Jahrtausendwende, als die beiden amerikanischen Autorinnen Abby Wilner und Alexandra Robbins das Buch „Quarterlife Crisis: Die Sinnkrise der Mittzwanziger“ verfassten. Dazu interviewten die beiden rund 200 MittzwanzigerInnen, werteten die Ergebnisse ihrer Befragungen aus und fassten sie in ihrem Buch zusammen. In diesem beschreiben sie die Quarterlife Crisis als einen Übergang von der „akademischen Welt“ in die „echte Welt“, an dem junge Menschen unaufhörlich ihre eigenen Entscheidungen und ihre Zukunft hinterfragen.

ORIENTIERUNGSLOSIGKEIT. Anlässlich ihrer Master-Thesis an der Wirtschaftsuniversität Wien hat Rafaela Artner sich intensiv mit dem Thema „Quarterlife Crisis“ beschäftigt und anhand einer Online-Umfrage die Verbreitung dieser Krise erhoben. Insgesamt haben 2.640 AkademikerInnen zwischen 20 und 30 Jahren des deutschsprachigen Raumes an der Ende 2014 durchgeführten Online-Umfrage teilgenommen. Durch die Auswertung ist Rafaela Artner zu dem Ergebnis gekommen, dass knapp ein Viertel (23,4 Prozent) der Befragten mit hoher Wahrscheinlichkeit an der Quarterlife Crisis leidet. Thomas Schneidhofer, mittlerweile Professor für Personal und Management an der Privatuniversität Schloss Seeburg, war Rafaela Artners Masterarbeitsbetreuer und weist darauf hin, dass in der Online-Umfrage lediglich die Selbsteinschätzung abgefragt wurde und es sich keineswegs um eine diagnostische Aussage handelt.

Drei Symptome lassen auf eine Quarterlife Crisis schließen, erklärt Thomas Schneidhofer: „Das sind die Orientierungslosigkeit hinsichtlich der momentanen Lebenssituation und zukünftigen Lebensplanung, die Orientierungslosigkeit hinsichtlich der beruflichen Ziele und Berufswahl und die Orientierungslosigkeit hinsichtlich der Familiengründung und Karriereplanung.“ Wissenschaftlich abgesicherte Methoden, um wieder aus einer Quarterlife Crisis herauszufinden, gibt es bisher noch keine. „Es lässt sich aber vermuten, dass es mit dem Eintritt ins Berufsleben und mit der Absicherung der beruflichen Perspektiven zu einer Besserung kommen müsste“, schließt Schneidhofer. Ein Patentrezept, um wieder aus der Krise herauszufinden, haben auch Thu Trang Eva, Pia und Roland nicht. Während Roland dabei ist, sich alternative Berufsmöglichkeiten zu erarbeiten, versucht Thu Trang Eva, sich nicht immer selbst so unter Druck zu setzen und einfach einmal zu schauen, wohin der Weg sie führt. Und Pia hat es sich zum Ziel gesetzt, sich mehr auf sich selbst und weniger auf die anderen zu fokussieren. Und bis es soweit ist, zahlt es sich in jedem Fall aus, die Chancen, die sich aus dieser Krise ergeben, zu ergreifen. Zum Beispiel die Chance, dass eine Bestandsaufnahme des bisherigen Lebens nicht nur sinnvoll, sondern auch reinigend sein kann. Und eine solche Bestandsaufnahme macht man meist eben nur dann, wenn es nicht so rund läuft.

Sandra Schieder studiert Globalgeschichte und Global Studies an der Universität Wien.

progress

zu Hause lesen

Studentischer Journalismus auf hohem Qualitätsniveau.
Wir pflegen einen kritischen, qualitativ-journalistischen und progressiven Zugang zu Bildung, Politik und Kultur. Wir sehen uns den Leitlinien der aktuellen ÖH-Exekutive verpflichtet, sind jedoch in unserer redaktionellen Arbeit nicht weisungsgebunden.



EINFACH BESTELLEN

progress-online.at

Der tendenzielle Fall der Profitrate

Der Kapitalismus ist schon ein verrücktes Produktionsverhältnis. Die Arbeit ist hier die Quelle des Reichtums. Gleichzeitig strebt er durch fortschreitende und durch die Konkurrenz notwendige Entwicklung der Maschinen und der Wissenschaft dahin, die Arbeit immer überflüssiger zu machen.

Der Widerspruch zwischen der Entwicklung der Produktivkräfte und der Verfasstheit des Produktionsverhältnisses kann am Gesetz des tendenziellen Falls der Profitrate veranschaulicht werden. Die meisten Leser_innen dieser Zeilen haben womöglich die drei Bände des Kapitals von Karl Marx nicht gelesen. Umso größer ist deswegen die Herausforderung für den Autor dieses Gesetz zu erklären. Deshalb sei eine kleine Geschichte über den Kapitalismus vorangestellt, die anhand eines Kapitalisten mit ungewöhnlich langer Lebensdauer erzählt wird. Das Licht der Welt erblickte er im 17. Jahrhundert.

WIE ALLES BEGANN. Da ist er nun, Adam, unser Kapitalist mit seiner kleinen Textil-Manufaktur. Doch noch kann es nicht losgehen. Es fehlen noch die Arbeitskräfte, die er beschäftigen kann. Aber Adam hat Glück, in England wurden gerade die Kleinbäuer_innen von ihrem Land vertrieben, sie mussten Schafen für die Wollproduktion weichen. Was sind schon ein paar 100.000 tote und vertriebene Landbewohner_innen im Vergleich zu den Exportgewinnen durch Garn und Kleidung. Unseren Adam geht das nichts an, er freut sich über diese doppelt freien Arbeiter_innen, die in dieser ursprünglichen Akkumulation freigesetzt wurden und gezwungen sind, in die Städte zu fliehen. Unser Kapitalist erwartet sie schon mit offenen Armen. Ganz selbstlos ist dies natürlich nicht. Er schielt dabei auf den Mehrwert, den ihm die Arbeiter_innen produzieren. Als guter Bürger ist er von der Gerechtigkeit getrieben und zahlt seinen Beschäftigten den Wert ihrer Arbeitskraft. Denn wert ist sie so viel, wie aufgewandt werden muss, um den/die Arbeiter_in und seine/ihre Arbeitskraft zu erhalten (Lebensmittel, Wohnung, Familie usw.). Doch schon wieder hat Adam Glück, die Arbeitskraft kann nämlich mehr Wert produzieren, als sie für die eigene Reproduktion benötigt. Einen Teil des Tages arbeitet der/die Arbeiter_in für sich und den Rest des Tages schafft sie Adams Mehrwert. Das Seelenheil des guten Bürgers ist gerettet. Der gerechte Lohn garantiert die Ausbeutung und alle erhalten, was ihnen zusteht.

Adam ist aber nicht der einzige Kapitalist, der seine Kleidung an die Käufer_innen bringen will. Die Konkurrenz ist unerbittlich: Jeder versucht, seine Waren so billig wie möglich zu produzieren und zu verkaufen. Doch wie kommt der Wert der einzelnen Ware zustande? Im Fall eines Pullovers übertragen der Rohstoff und der Verschleiß der Maschine Wert auf die Ware. Dies schafft aber keinen zusätzlichen Wert. Zusätzli-

chen Wert erhält der Pullover erst durch die in sie/ihn eingegangene menschliche Arbeitskraft. Wertbildend ist dabei aber nur die Arbeitszeit, die gesellschaftlich notwendig ist, um einen bestimmten Gebrauchswert zu produzieren. Ein Beispiel soll dies verdeutlichen: Adam hat sich vor ein paar Jahren einige technische Geräte angeschafft. Mit deren Hilfe produziert er 100 Pullover am Tag, die er auch zu ihrem Wert verkaufen kann. Nicht so viel Glück hat Paul mit seinen veralteten Produktionsmethoden, er produziert nur 60 Stück, kann das Einzelstück aber nur zum gleichen Wert verkaufen wie Adam und wird sich deshalb bald aus der Kapitalistenklasse verabschieden müssen. Wer nicht mit der Zeit geht, geht mit der Zeit. Einzig die fortwährende Steigerung und Verbesserung der Produktionsmethoden garantieren dem Kapitalisten seine Stellung.

Doch wie finanziert er sich den Ankauf neuer Maschinen? Durch den von den Arbeiter_innen produzierten Mehrwert. Adam hat schon einiges versucht, um die Mehrwertrate zu erhöhen. Zuerst hatte er die Arbeiter_innen 18 Stunden arbeiten lassen. In drei Stunden hatten sie den Wert produziert, den Adam für sie bezahlt hatte und in den restlichen 15 Stunden wurde Adams Mehrwert produziert. Den Arbeiter_innen war das endgültig zu viel und was außer ihren Ketten hatten sie denn zu verlieren? Es kam zu Streiks, Klassenkämpfen und ein Hauch von proletarischer Revolution hing in der Luft. Um die Lage zu entschärfen, verabschiedete das britische Parlament ein Gesetz zur Beschränkung des Arbeitstages. Doch Adam fand auch hier eine Lösung, er intensivierte einfach die Arbeit und erhöhte dadurch die Mehrwertrate.

DER WEG ZUR KRISE. Wir nähern uns jener Zeit, in der Karl Marx seine drei Bände des Kapitals verfasste. Was in dieser Geschichte von Adam bisher noch ausgespart blieb, soll nun mit Marx und seinem Gesetz des tendenziellen Falls der Profitrate erklärt werden. Vorneweg: Der Fall der Profitrate ist eine Tendenz, die durch viele Faktoren verlangsamt und sogar umgedreht werden kann. Das Gesetz soll nicht so verstanden werden, dass der Kapitalismus notwendigerweise zusammenbrechen müsste. Denn leider findet das Kapital immer einen Weg, um weiter zu existieren und zwar auf Kosten der Menschen.

Doch nun zum Gesetz. Die beschriebene Produktivkraftsteigerung führt dazu, dass immer weniger Arbeit immer mehr Maschinerie, Roh- und Hilfsstoffe anwenden kann. Ansich eine tolle Sache, denn die frei-

gewordene Zeit könnte unter vernünftigen Verhältnissen in Freizeit verwandelt werden, doch im Rahmen des Kapitalismus wird dies zu einem fundamentalen Problem, welches sich zur Krise steigert. Doch warum? Das variable Kapital (Arbeitskraft) nimmt in Relation zum eingesetzten konstanten Kapital (Maschinen und Roh-Hilfsstoffe) relativ ab. Vereinfacht ausgedrückt: Die Kosten für Maschinen und Rohstoffe erhöhen sich. Selbst wenn aufgrund dieser fortwährenden Konzentration des Kapitals mehr Arbeiter_innen im einzelnen Betrieb beschäftigt werden, sinkt deren Anteil relativ zu den Maschinen. Die Profitrate berechnet sich durch den Bruch zwischen produziertem Mehrwert (m) und insgesamt vorgeschossenem Kapital (c + v). Denn nur mithilfe des Mehrwerts kann in neue Produktionsmethoden und Maschinen investiert werden und dies ist notwendig, um als Kapitalist in der Konkurrenz zu bestehen. Weil der Anteil der Maschinen schneller steigt, als der der lebendigen Arbeit, wird im Verhältnis zum vorgeschossenen Kapital relativ (nicht absolut) weniger Mehrwert produziert und die Profitrate sinkt. Deshalb kann die Mehrwertmasse (Profitmasse) steigen, aber die Profitrate sinken. Dies ist keine Ausnahme, sondern der Regelfall. Die in der einzelnen Ware vergegenständlichte Arbeit sinkt, es werden aber mehr Waren produziert. Der Mehrwert ist produziert. So weit so gut.

Doch nun muss er auch noch auf dem Markt realisiert werden. Kurz, die Waren müssen an die Konsument_innen gebracht werden. Von diesem Verkauf hängt die Zukunft des einzelnen Kapitals ab. Werden sie nicht verkauft, kann nicht weiter produziert werden. Die Masse der Waren steigt ins Unendliche und was abzusehen ist, passiert: Zu viele Waren finden keine Käufer_innen mehr. Der produzierte Mehrwert wird nicht mehr realisiert. Die Konsumtionsfähigkeit bewegt sich nur auf einem durch den Kapitalismus gesetzten Minimum. Man nennt dies eine Überakkumulationskrise. Doch mit der zunehmenden Konzentration des Kapitals und der Entwicklung hin zu den Trusts und Monopolen will und kann das Kapital sich diese Krisen nicht mehr leisten. Der Staat tritt als großer Regulator auf den Plan, er überwindet die Krise nicht, sondern nimmt sie in staatliche Regie. Dies geschah in den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts, womit die liberale Phase des Kapitalismus beendet wurde. So begann die Ära des Spätkapitalismus, in der wir heute leben.

Michael Fischer studiert Deutsch und Geschichte auf Lehramt an der Universität Wien.

Die vergessenen Frauen-KZs von Mauthausen

An der Geschichte des ehemaligen Frauen-KZs in Hirtenberg werden die Kehrseiten der zentralistischen Förderstruktur österreichischer Erinnerungskultur und die Marginalisierung der Geschichte von Frauen im hegemonialen Erinnerungsdiskurs deutlich.

Trotz der Bemühungen lokaler Gedenkinitiativen konzentriert sich der Großteil der österreichischen Gedenkstättenarbeit auf das ehemalige KZ Mauthausen, das seit 1949 vereinzelt und seit den 1960er Jahren regelmäßig von Schulklassen besucht wird. Bis heute sind schulische Gedenkstättenbesuche nicht verpflichtend, sondern werden lediglich empfohlen. So mag es auch nicht verwundern, dass die meisten der rund 50 ehemaligen Außenlager von Mauthausen weder Schüler_innen bekannt, noch in den hegemonialen Erinnerungsdiskurs integriert worden sind. Ein anschauliches Beispiel dafür liefert die vergessene Geschichte des ehemaligen Frauen-KZs Hirtenberg. In der kleinen Gemeinde im Bezirk Baden erinnert bis auf wenige – von Bäumen überwachsene – Fundamentreste am Gelände der ehemaligen Produktionsanlagen kaum etwas an die Existenz des ehemaligen KZs, in dem Frauen Zwangsarbeit in einer bis heute bestehenden Munitionsfabrik verrichten mussten. Mit Kriegsbeginn waren die lokalen Arbeiter_innen der seit 1859 bestehenden Munitionsfabrik unter anderem zur Wehrmacht eingezogen und wie an vielen anderen Orten auch durch Zwangsarbeiter_innen ersetzt worden. Rund 400 mehrheitlich politische sowie wenige als „asozial“ verfolgte oder jüdische Frauen (vor allem aus Russland, Italien und Polen) wurden daher ab September 1944 in zwölfstündigen Schichtdiensten zu gefährlichen und gesundheitsschädlichen Arbeiten mit explosiven

Materialien gezwungen. Wenngleich im ehemaligen KZ Hirtenberg nur ein Todesfall bekannt ist, waren die Frauen konstanter Unterernährung und Krankheiten ausgesetzt. Insbesondere im Winter verschlechterte sich die Situation durch Kälte, da die Frauen weder über die nötige Kleidung verfügten, noch die Baracken beheizt werden konnten. Hinzu kamen, wie ehemalige Zwangsarbeiterinnen berichten, die Brutalitäten des Wachpersonals, das sich einerseits durch rund 25 für den äußeren Bereich des Lagers zuständige SS-Männer sowie andererseits durch in Mauthausen oder Ravensbrück ausgebildete KZ-Aufseherinnen zusammensetzte, die die innere Überwachung des Lagers überhatten.

AKTIVE VERDRÄNGUNG. Gerade der Umstand, dass Aufseherinnen immer wieder aus der lokalen Bevölkerung rekrutiert wurden, das Lager selbst in Sichtweite und die Produktionsstätten in Hördistanz zur Ortschaft lagen, gibt Aufschluss darüber, dass das Wissen um das KZ nicht einfach nur vergessen, sondern auch vor Ort aktiv verdrängt wurde. Lediglich ein so genanntes „Kriegerdenkmal“ auf dem Hirtenberger Friedhof weist heute auf die Existenz des ehemaligen KZs hin, da auf dem Grabstein neben männlichen Zwangsarbeitern und zwei unbekanntem SS-Männern, die bei einem Luftangriff ums Leben gekommen sind, auch das einzig bekannte Todesopfer des ehemaligen Lagers, Hulja Walja, erwähnt wird.

Gleichzeitig verdeutlicht sich an Hand des „Kriegerdenkmals“ auch die im österreichischen Erinnerungsdiskurs oftmals betriebene Vermischung zwischen Opfern und Täter_innen unter dem Vorzeichen, dass Krieg für alle grausam und schlimm gewesen sei, da eine verstorbene ehemalige KZ-Insassin ganz selbstverständlich am gleichen Grabstein vermerkt wurde wie ehemalige SS-Angehörige. Weitere Belege für den fragwürdigen Umgang mit dem ehemaligen Lagergelände ergeben sich auch dadurch, dass es phasenweise als Campingplatz benutzt wurde. Obgleich das „Mauthausen Komitee Österreich“ (MKÖ) seit 2011 Begleitungen durch das ehemalige KZ anbietet, werden diese, nicht zuletzt wegen der geringen Bekanntheit des ehemaligen Lagers, selten in Anspruch genommen. So mag es auch nicht verwundern, dass in Hirtenberg erst 2015 zum ersten Mal eine Gedenkfeier für die ehemaligen Zwangsarbeiter_innen abgehalten wurde.

KEIN EINZELFALL. Von den rund 50 ebenfalls kaum bekannten Außenlagern fungierten gleich mehrere als „Frauenlager“. So wurden KZ-Insassinnen von Mauthausen in die ehemaligen Lager Schloss Mittersill, Lenzing, Amstetten, Schloss Lannach und St. Lambrecht deportiert und gezwungen, Fabriks- und Bahnbauarbeiten sowie Reinigungstätigkeiten zu verrichten. Die Geschichte der Frauen in Mauthausen und der ehemaligen Frauenlager wird im hegemonialen Erinnerungsdiskurs sowie der Gedenkkultur

bis heute verdrängt oder marginalisiert. Dies liegt neben herrschenden Geschlechterbildern und -mythen in der Erinnerungskultur auch daran, wie beispielsweise Doris Neuhofer kritisiert, „dass die Förderung der Pluralität von NS-Gedenkstätten in Österreich keine Tradition hat und dass es offensichtlich auch keinen Bedarf von Seiten der Verantwortlichen gibt, dies zu verändern“. Somit behält Peter Gstettner, der sich seit geraumer Zeit um eine würdige Gedenkstätte auf der österreichischen Seite des ehemaligen KZs am Loiblpass in Kärnten/Koroška bemüht, Recht, wenn er meint: „Das Gedenken in Mauthausen zu konzentrieren, bedeutete aber auch, die anderen Verbrechenorte an die Peripherie abzurängen und sie der Vergesslichkeit der Republik zu überantworten. An den peripheren Tatorten wurden fast alle Spuren des mörderischen Geschehens getilgt.“

Literatur:

Neuhofer, Doris (2013): Österreichische Erwachsenenbildung, Erinnerungskultur und Gedenkstättenpädagogik. Eine Annäherung. In: conturen Nr. 01–04 /2013. S. 152–163. Online: conturen.net/conturen/jahrgang-2013/

Gstettner Peter (2012): Erinnern an das Vergessen. Gedenkstättenpädagogik und Bildungspolitik. Klagenfurt/Celovec: Kitab.

Judith Goetz ist Literatur- und Politikwissenschaftlerin sowie Mitglied der Forschungsgruppe Ideologien und Politiken der Ungleichheit (www.fipu.at).

LEBEN IN DEN UNENDLICHEN WEITEN



Die Astrophysikerin Lisa Kaltenegger liefert Erklärungen der physikalischen Grundlagen für die Möglichkeit von Leben auf anderen Planeten und zeichnet den Stand der Forschung dazu nach. Die theoretischen Basics sind durch Comics illustriert. Alles was für das bessere welt-räumliche Verständnis notwendig ist, wird hier anschaulich erklärt: Was ein Lichtjahr ist, wie die Dichte eines weit entfernten Planeten berechnet wird, warum Dopplereffekt und Relativitätstheorie für die Erforschung des Weltalls so wichtig sind, welche unterschiedlichen Formen von Planeten es gibt, welche Technologien gerade in Entwicklung sind und was man damit herausfinden kann. Neue Teleskope kommen da genauso vor wie die Erklärung, was Exoplaneten sind und

warum auf manchen davon nach Leben gesucht werden kann.

Ein weiterer spannender Teil behandelt die Frage, wie andere Lebensformen aufgebaut sein müssten, um auf anderen Planeten zu überleben. Es wird erzählt, welche Rolle die Erforschung der Entstehung des Lebens auf der Erde und seiner widerstandsfähigsten Lebewesen, der Tardigradas, für erste Vermutungen über extraterrestrische Lebewesen spielt.

Die Cornell-Professorin Lisa Kaltenegger war am Aufspüren der ersten beiden Planeten beteiligt, die in der habitablen Zone ihres Sonnensystems liegen. Sie erfüllen also viele Voraussetzungen für Leben. Doch wohin würde sich eine Mission von der Erde aus lohnen? Da in anderen Sonnensystemen als unserem nach Leben gesucht wird, sollte bei den Milliarden Möglichkeiten vorher ein rigoroses Auswahlverfahren stattfinden. Dabei interessieren die WissenschaftlerIn, nach der ein Asteroid benannt

wurde, nicht nur jüngere und gleich alte Planeten wie die Erde, sondern vor allem auch solche, die älter sind und an denen wir beobachten könnten, was in Zukunft mit unserem Planeten geschehen könnte.

Nach der Lektüre dieses Buches kann man jedenfalls die Entdeckungen erdähnlicher Planeten der letzten Jahre besser verstehen und einordnen. Dass sich die Autorin oft wiederholt und viele Erklärungsmodelle verwendet, die schon Kinder verstehen würden, ist für physikalische Laien kein Nachteil. Es ist jedenfalls ein super Buch für HobbyastronomInnen und Science-Fiction-Fans, die nach qualifizierten Argumenten für das nächste Streitgespräch suchen.

Lisa Kaltenegger: Sind wir alleine im Universum? Ecowin 2015, 208 Seiten, 19,95 Euro.

Sarah Binder studierte Konzeptkunst an der Akademie der Bildenden Künste Wien.

JENSEITS BLOSSER VORURTEILSFORSCHUNG



Dem Band „Schiefheilungen. Zeitgenössische Betrachtungen über Antisemitismus“ ist eine Zusammenstellung von Texten gelungen, die präzise und anschaulich verschiedene Aspekte und Formen von Antisemitismus ausleuchten, ohne ihn als bloße Feindseligkeit gegen Juden und Jüdinnen zu vereinfachen. Er bricht mit der häufigen Annahme, Antisemitismus habe etwas Wesentliches mit Juden und Jüdinnen zu tun und könne bekämpft werden, indem man nur zeigt, dass pejorative Vorstellungen nicht der Wirklichkeit entsprechen. Stattdessen sind die Beiträge gesellschaftstheoretisch wie psychoanalytisch fundiert und zeigen, dass Antisemitismus aus der sozialen und psychischen Lage der AntisemitInnen zu erklären ist. Inhaltliche Klammer ist dabei die Anlehnung an Theorien und Erkenntnisse von Karl Marx, Sigmund Freud, Theodor W. Adorno und Max Horkheimer. Abgesehen davon haben die Texte erstaunlich wenig gemeinsam. Der Sammelband ist transdisziplinär angelegt und enthält Zugänge aus Geschichtswissenschaft, Psychologie, Linguistik, Philosophie und kritischer Ökonomie. Das thematische Spektrum erstreckt sich von Grundlagen einer Sozialpsychologie des Antisemitismus über den Zusammenhang von Antisemitismus und Antiziganismus mit

ökonomischen Verhältnissen über die nationalsozialistische Auffassung von Arbeit bis hin zur Demaskierung eines sich feministisch begreifenden Antisemitismus. Zudem wird im Buch dem nicht zuletzt auch im akademischen Milieu weitverbreiteten Antizionismus eine konsequente inhaltliche Kritik entgegengesetzt.

Neben den für sich genommen jeweils sehr gelungenen Beiträgen wurde es allerdings versäumt, sich mit islamischem Antisemitismus als einer der aktuell drängendsten Gefahren – nicht nur für Juden und Jüdinnen – auseinanderzusetzen. Dies mag daran liegen, dass eine Benennung islamischer Spezifika häufig zu einer automatischen Stigmatisierung als rassistisch und islamophob führt. Dabei würde sich eine Analyse des islamischen Antisemitismus hier gerade aufgrund des besonderen Fokus auf psychische Dispositionen und Subjektkonstitution anbieten, die eben nicht biologisch argumentiert, wie dies in der populistischen Meinungsmache gegen MuslimInnen der Fall ist.

Charlotte Busch, Martin Gehrlein, Tom David Uhlig (Hg.): Schiefheilungen. Zeitgenössische Betrachtungen über Antisemitismus, Springer VS 2015, 260 Seiten, 39,99 Euro.

Marlene Gallner studiert Politikwissenschaft und Austrian Studies an der Universität Wien.

ZWEI ANTIDEMOKRATISCHE IDEOLOGIEN



Antisemitismus und Sexismus tragen dazu bei, dass die Welt so schlecht bleibt wie sie ist. Und das nicht nur für Frauen, Jüdinnen und Juden. In ihrem Buch „Antisemitismus und Sexismus“ analysiert Karin Stögner die „vielschichtigen vermittelten Konstellationen“ der beiden Ideologien und geht ihren gesellschaftlichen Grundlagen und Funktionen nach.

Ihr ist dabei zweierlei selbstverständlich: Erstens ist nicht ein „Wesen“ von Frauen oder Juden und Jüdinnen, sondern die Welt der SexistInnen und AntisemitInnen Gegenstand des Buches. Zweitens geht es nicht darum, die Diskriminierung, Verfolgung und Ermordung von Frauen gegen die von Juden und Jüdinnen aufzuwiegen oder gar in Konkurrenz zu setzen. Solch ein Vergleich wäre nicht nur falsch, sondern würde, zumal nach der Shoah, den Vernichtungswillen im Antisemitismus relativieren.

Karin Stögner hingegen analysiert kenntnis- und quellenreich das Verhältnis beider Ideologien zur Gesellschaft und zueinander. Sie stützt sich auf die ältere Kritische Theorie und die Psychoanalyse, verengt die Zusammenhänge dabei aber in keine Richtung und bezieht Historisches

und seine Wandlungen ebenso wie Fragen der Repräsentation ein. „Wo Natur bloß zur bearbeiteten Materie herabgedrückt wird, bedeutet mit ihr identifiziert zu werden ein Verdikt.“ Das ist es, was Juden und Jüdinnen sowie Frauen in einer Gesellschaft, die krampfhaft auf Naturbeherrschung aufbaut, auf unterschiedliche und widersprüchliche Weise widerfährt. Sie waren und sind die Projektionsflächen, die das abbekommen, was das Individuum, um Subjekt zu sein, verdrängen muss, um dem „identischen und zweckgerichteten männlichen Selbst zu entsprechen.“

Bemerkenswert ist an Stögners Buch, wie vielschichtig sie die Ideologien seziert und wie diese Kritik Hand in Hand geht mit der Analyse von Interviews mit jüdischen Frauen in Österreich im letzten Kapitel. So taugt das Buch nicht nur zur Erhellung von Antisemitismus und Sexismus, sondern auch zur Einführung in die gelungene materialistische Gesellschaftskritik. Die Lektüre dieses umfangreichen wissenschaftlichen Werks ist außerdem sprachlich eine Freude.

Karin Stögner: Antisemitismus und Sexismus. Historisch-gesellschaftliche Konstellationen, Nomos-Verlag 2014, 330 Seiten, 49 Euro.

Nikolai Schreiter studiert Politikwissenschaft in Wien und Jerusalem.



dossier

Über Sex

Alternative Beziehungsformen, Sex-Apps,
Restlbumsen, Pixelsex, Sexarbeit und was der
Kapitalismus mit der Liebe macht

Alternative Beziehungsformen

Poly, offene Beziehung, Freundschaft Plus, usw. – die Liste möglicher Beziehungskonstellationen ist lang. progress hat Statements von Menschen, die nicht in der bekannten romantischen Zweierbeziehung (RZB) leben, gesammelt. Was ist toll, was nervt sie und wie lieben sie?

FREUNDSCHAFTEN PLUS

Wenn meine Beziehungsform ein Label hätte, dann wohl „solo poly“. Aber eigentlich sag ich lieber: Es gibt in meinem Leben mehrere Personen, die ich gern habe bzw. liebe, und mit denen ich gelegentlich Sex habe. Bis vor zwei Jahren nannte ich es: Single mit mehreren Freundschaften Plus. Dann wies mich eine dieser Freundschaften darauf hin, dass da sehr viel Romantik zwischen uns ist, und wir eh quasi „zusammen“ sind. Seither nenne ich es Polyamorie. Die Beziehungen sind alle verschiedenartig, aber gleich wertig. Ich lebe alleine, bin gern selbstständig und unabhängig, – aber eben trotzdem verliebt und für die Menschen da, die mir wichtig sind und mit denen ich einen Teil meines Lebens verbringen möchte.

Sasha

BEZIEHUNGSFORMEN SIND POLITISCH

Ich habe zwei Partner, also zwei einzelne gleich wichtige und fast gleich lange Beziehungen. Alle haben dieser Konstellation zugestimmt und sind damit glücklich. Jede_r kann zusätzlich treffen und lieben, wen er_sie will. Davon erzählen wir uns dann möglichst gegenseitig. Ich hätte aber auch Verständnis dafür, wenn jemand mal etwas lieber für sich behält, solange es nicht in ein geheimes Doppelleben ausartet. Von life advice über Polyamorie halte ich ungefähr so viel wie von allen anderen Beziehungsratschlägen in Medien: Ich mag sowas nicht. Wenn ich in meinen Beziehungen Fragen, Ängste oder Probleme habe, wende ich mich lieber an den betreffenden Partner, liebe Freund_innen – oder mich selbst. Für mich ist meine Beziehungsform kein Lifestyle und schon gar keine sexuelle Orientierung; politisch ist sie schon – wie jede andere Form von Lebensgemeinschaft auch.

Lara

EHEMÄNNER TENDENZIELL SICHER

Ich habe zwei Freunde. Der Plural wirkt missverständlich, was soll ich sagen, Partner? Beziehungen? Ich kann nichts daran ändern, dass die deutsche Sprache da so ungenau ist. Hauptsache, ich weiß, was Sache ist, und mehr geht ja auch nicht alle was an. Wobei – dass ich niemanden hintergehe, das möchte ich schon festhalten. Nein, wir haben nichts zu dritt, und nein, ich bin nicht ständig auf der Suche nach Frischfleisch, und ja, dein Ehemann ist vor mir tendenziell sicher. Konflikte lösen wir stets partnerschaftlich – die beiden sind gewerkschaftlich organisiert. Leider musste ich in der letzten Verhandlung über Sockenlagerung Zugeständnisse machen.

Paulina

KAPITALVERHÄLTNIS & POLY-BEZIEHUNG

Schwierig wird es für mich dann, wenn unsere poly-Beziehung auf den Alltag im Kapitalismus trifft. Dass wir eine Fernbeziehung führen, hilft da wahrlich nicht. Wenn wir uns tagelang nicht mal bei Skype sehen können, weil Lohnarbeit, Studium, Aktivismus, Reproduktionsarbeit und self care jede freie Sekunde verschlingen, dann ist es schwer, wenn meine Partnerin die paar freigeschaufelten Momente auch noch zwischen ihre_r/m Freund_in und mir aufteilen muss. Jene Person, die auch noch näher wohnt, sie häufiger trifft, wenn mir nur Skype und längere Treffen in wesentlich selteneren Intervallen bleiben ... Da entstehen bei mir plötzlich Eifersucht und Verlustgefühle, wo sonst kaum welche sind.

Chris

SEXISTISCHE ZUSCHREIBUNGEN

An die Rechtfertigungen dafür, mehrere individuelle Beziehungen zu führen, habe ich mich mit der Zeit gewöhnt. Was mich aber immer total nervt ist, dass vor allem weiblich gelesenen Personen wie mir dann oft unterstellt wird, mit jedem ins Bett zu gehen. Das ist einfach nur sexistischer Bullshit. Ebenso wie die Behauptung, ich würde schon eine RZB anfangen, wenn ich nur auf „den Richtigen“ träfe, obwohl er*sie weiß, dass ich keine Beziehungen mehr mit cis-hetero-Männern führe. Trotzdem liebe ich diese Beziehungsform, weil sie sehr auf gegenseitiger Wertschätzung, Offenheit und Konsens basiert und die unterschiedlichen Bedürfnisse mehr wahrgenommen und respektiert werden als in meinen RZB.

Liz

DOCH NICHT GEKUSCHELT

Seit sechs Jahren bin ich mit einer Person zusammen. Seit 2012 leben wir poly. Es fing alles damit an, dass ich mit einer Freundin von mir kuscheln wollte. Ich sprach es mit meine_r/m Partner_in an, mit de_r/m ich zu der Zeit monogam lebte. Wir einigten uns dann erstmal darauf, dass Kuscheln mit anderen Menschen und eventuell auch mehr okay wäre. Es kommt mir seltsam vor, dass es erst vier Jahre sind, in denen ich polyamorös lebe; so viele spannende, schwierige, gute, nervenaufreibende und identitätsstiftende Erfahrungen habe ich seitdem gesammelt. Übrigens habe ich mit der Freundin, wegen der ich die poly-Geschichte ansprach, doch nie gekuschelt: Ich war zu schüchtern, diesen Wunsch zu formulieren.

Mara



Foto: Sarah Langoth

COMMITMENT UND BEDÜRFNISERFÜLLUNG

Ich lebe Beziehung nicht in Relation zu anderen Beziehungen. Für mich spielt keine Rolle, was andere von einem gemeinsamen Partner bekommen, so lange meine Bedürfnisse erfüllt werden. Ich muss nicht mehr haben, um meinen Status zu validieren. Ich will nicht weniger haben, um anderer Leute Status zu validieren. Leider hinterfragen die wenigsten Regeln, die nur dazu dienen, Hierarchien zu etablieren. „Love is abundant“ ist Unsinn, wenn man Menschen in Konkurrenz um Zeit und Ressourcen setzt. Bei mir müssen Dinge keinen Namen haben, so lange das nicht bedeutet, Minimalstandards zu untergraben und Vorhersehbarkeit und Commitment zu verweigern.

@sanczny

OFFEN MITEINANDER

Wir sind, wie in vielen anderen Beziehungen auch, meist glücklich. Wir reden viel und kuscheln noch mehr – das gibt Sicherheit und tut mir gut. Ich bin KK seit sechs Jahren kinky nahe, wir wohnen weit von einander und sehen uns zwei- bis dreimal im Jahr. Mit F teile ich seit 18 Monaten meine Gedanken, seit über einem Jahr das Bett. Und dann war ich mit J befreundet, bis wir festgestellt haben, dass wir uns auch sexy finden und da jetzt noch mehr ist. Und mit mir bin ich schon sehr lange nahe, und Verwöhnen, Sex und schöne Dinge mit mir mache ich regelmäßig. Ich genieße generell nette Menschen in meinem Umfeld. Und ich genieße alles, so wie es ist. Schön, dass wir offen miteinander sein können, das tut so gut.

Liebhardt

OFFENER UMGANG MIT EIFERSUCHT

Ich lebe polyamor. Das hat sich für mich zufällig ergeben. Eigentlich wollte ich mich nicht verlieben, sondern einfach eine Weile solo das Leben genießen und plötzlich gab es drei Menschen, die mir unheimlich wichtig wurden. Statt mich zu einer Entscheidung für eine Person zu zwingen, probierten wir Polyamorie aus und stellten fest, dass es für uns gut funktionierte. Mittlerweile gibt es fünf Menschen, die ich als meine Herzmenschen bezeichne. Ich schätze sehr, dass diese Personen alle verschieden sind und mit mir auf völlig unterschiedliche Art harmonieren. Natürlich gibt es auch manchmal Eifersucht, aber ein offener Umgang damit und mit anderen Problemen hilft sehr.

Alina Saalfeld/@andere_grufty

GEGEN VERGLEICHE

Ich lebe seit drei Jahren in zwei Beziehungen und alles klappt gut. Mehr will ich dazu gar nicht sagen, denn ich denke, es ist genau das Vergleichen und Analysieren von Beziehungen und Beziehungsmodellen, das es vielen Menschen immer schwerer macht, einfach ihre Beziehung(en) so zu gestalten, wie es sich für sie richtig anfühlt. Alle paar Monate lese ich in Tageszeitungen oder Blogs selbstzufriedene Artikel über nicht-monogame Beziehungen, manche kritisch, manche befürwortend – ich brauche das nicht. Ich schöpfe auch keine Identität aus meiner Beziehungsform. Ab und zu lese ich so einen Artikel gerne mit Donald-Duck-Stimme jemandem zum Einschlafen vor. Dieser Beitrag hier klingt am besten mit der Stimme von Towely aus „Southpark“.

Sonja

BÜRGERLICHE KONSUMHALTUNG

Einer der für mich spannendsten deutschsprachigen Texte zum Thema „poly“ stammt von Bäumchen. Xier* schreibt im Artikel „Kein Sex (II): Class/Sex/Race: Liebe und begehre mich (trotzdem)“ über die Verwobenheit verschiedener Machtachsen, Unterdrückungsformen und poly. Also warum poly eben nicht für alle gleich ist, und warum „immer die falschen Leute poly sind“: Ich rede von Menschen, die andere Menschen verschleifen, weil sie keine Rücksicht nehmen. Ich glaube, dass poly deshalb eine Konsumhaltung geworden ist, weil es mehrheitlich von der weißen Mittelschicht ausgeübt wird, die vor allem eines kann: konsumieren. Und daran orientiert sich leider auch viel RZB-Kritik. Sie ist so bürgerliche Mittelschicht und weiß, dass ich jedes Mal wieder LOLe. Poly und Class sind so ein riesiges Thema und ich seh’ es nirgendwo richtig angepackt. Race ebenfalls nichts. Wer ‚lebt‘ sich bei poly aus und wer nicht? Wer muss cool bleiben und soll ‚chillen‘? (rumbaumeln.blogspot.eu) * Xier ist ein nicht gegendertes Personalpronomen, Anm. der Redaktion.

Ariel

INTIME FRAGEN

Ich bin eine Frau mit zwei Boyfriends und aufgrund dieser Konstellation werden mir immer wieder Fragen gestellt. Häufig: „Wissen die voneinander?“ Natürlich wissen sie voneinander, so gut bin ich auch nicht im Geheimnisse-Bewahren. Ja, sie mögen sich. Ja, wir machen Dinge zu dritt. „Habt ihr dann zu dritt Sex?“ Was für dämliche und völlig respektlos intime Fragen man gestellt bekommt! Was dämlich und respektlos ist? Alles was ihr „ganz normale“ heteronormative romantische Zweierbeziehungen nicht fragen würdet!

Stoli Sparkles

Tinder und die Desexualisierung der Sexualität

Tinder bringt Onlinedating in Kinderzimmer und Studi-WGs. Was auf den ersten Blick wie die App-gewordene sexuelle Emanzipation erscheint, ist Ausdruck einer gesellschaftlichen Tendenz, die der Barbarei näher steht als der Freiheit.

Onlinedating galt lange als Notbehelf für all jene, die zu alt, zu hässlich oder einfach nur unfähig sind, Beziehungen auf „normalen“ Wegen einzugehen. Das hat sich spätestens seit 2012 mit der Smartphone-App Tinder grundlegend geändert. Anfang 2016 nutzten bereits 50 Millionen Menschen die App, um PartnerInnen für Freundschaft, Beziehung oder einfach nur Sex kennen zu lernen. Zum Vergleich: Anfang 2015 waren es „erst“ 24 Millionen. Tinder hat das Onlinedating aber nicht einfach nur von seinem gesellschaftlichen Makel befreit, sondern hat es einer Zielgruppe zugänglich gemacht, die herkömmliche Plattformen entweder gemieden oder zumindest deren Nutzung lieber für sich behalten hat: Jugendlichen und jungen Erwachsenen. Galt es vor einigen Jahren noch als ein Anzeichen für mangelnde „socialskills“, wenn man darauf angewiesen war, Bekanntschaften über das Internet zu schließen, so entspricht Tinder völlig dem neuen Zeitgeist. Es ist die logische Fortsetzung des Phänomens Facebook, welches Individuen nur noch als das Spiegelbild ihres idealtypischen Profils erscheinen lässt, das minütlich mit neuen Selfies, sinnentleerten Tweets oder halbgebildeten, politischen Gesinnungsbekanntnissen ausgebaut wird. Kommunikation bedeutet heute primär 140 Zeichen und Hashtag.

Der technische Charakter, der Tinder zugrunde liegt, ist dabei so wenig zufällig wie sein Erscheinen als Resultat einer gesellschaftlichen Tendenz, welche in sozialen Netzwerken und Smartphones nur ihre adäquate Ausdrucksform gefunden hat und nicht aus eben diesen hervorgeht.

DIE FREIHEIT DER LIEBE. Michael Fischer schrieb in seinem Artikel „Zur Unmöglichkeit der Liebe“, dass es der Liebe in der verwalteten Welt

erging wie der Freiheit, von beiden war unentwegt die Rede, doch wurden die Begriffe ihres Inhalts entledigt. Er nimmt dabei Bezug auf jene Epoche gesellschaftlicher Entwicklung, in der das selbstbewusste, zur Liebe noch befähigte, also bürgerliche Individuum bereits verschwunden war: das ausgehende 19. und beginnende 20. Jahrhundert. Heute aber ist selbst die romantische Vorstellung von Freiheit weitestgehend als Illusion entlarvt und der leere Begriff der Liebe als unzeitgemäß und so als obsolet diffamiert. Freiheit besteht gemeinhin in der freien Wahl des Arbeitsplatzes und der Konsumgüter; Liebe in Promiskuität und healthy sex-life: Sexualität als Konsumreiz und Reproduktionsmaßnahme für die Ware Arbeitskraft.

Die Gefahr, die von der Liebe für die Herrschaft ausgeht, oder psychoanalytisch gesprochen vom Lustprinzip, also jenen unbewussten psychischen Prozessen, welche nach unmittelbarer sexueller, libidinöser Triebbefriedigung streben, war seit jeher bekannt. Das Bestehen rigoroser Sexualtabus über alle Epochen hinweg, allen voran durch Religion und Staat, zeugt davon. Deren Herrschaftsanspruch über die Sexualität jedoch ist geschwunden; die Tabus selbst aber sind es nicht. Diese dauern fort; trotz und viel mehr noch wegen der Enttabuisierung der Sexualität.

DESEXUALISIERUNG. Bereits 1963 bemerkte Theodor W. Adorno, dass die Befreiung des Sexus bloßer Schein sei. Daran hat sich seither nichts geändert. Der Widerspruch von Lustprinzip und den gesellschaftlichen, also ökonomischen Ansprüchen an das Individuum ist heute größer und zugleich kleiner als je zuvor. Zumal es die irrationale Einrichtung der kapitalistischen Gesellschaft ist, die an Stelle der individuellen Bedürfnisbefriedigung

die Arbeit setzt: die Einrichtung einer Gesellschaft also, welche eben jene Stufe der Produktionsverhältnisse schon lange überschritten hat, die notwendig wäre, um die Arbeit als Prinzip abzuschaffen.

Je unnötiger aber dieses gesellschaftliche Prinzip, je stärker die Ahnung über die Sinnlosigkeit von Arbeit und Triebverzicht, desto unerbittlicher wird jene fetischisiert und verteidigt; und das Lustprinzip, das eben jener Objektivität entgegenstrebt, wird den gesellschaftlichen Tabus unterworfen. Es ist gerade diese auf innerer und äußerer Naturbeherrschung beruhende Gesellschaft, die selbst noch dieses zu bändigen und in seinen Dienst zu stellen weiß.

Das Lustprinzip aber war schon immer der Arbeit feind, sofern diese nicht Voraussetzung für seine Befriedigung war. In der spätkapitalistischen Epoche wäre, zumindest dem Stand der Technik nach, Befriedigung ohne Arbeit möglich. Umso umfassender gilt es, die Triebbedürfnisse von ihren eigentlichen Zielen abzulenken und ganz den ökonomischen Ansprüchen zu unterwerfen. So wird „der an- und abgestellte, gesteuerte und in unzähligen Formen von der materiellen und kulturellen Industrie ausgebeutete Sexus, im Einklang mit seiner Manipulation, von der Gesellschaft gelenkt, institutionalisiert, verwaltet. Als gezügelter ist er geduldet“. Dadurch aber hat sich der Sexus selbst verändert. Es kam zur Desexualisierung der Sexualität, insofern eine Fixierung auf die Genitalität, mehr noch auf die phallische Genitalität sich abzeichnete. Denn einzig diese wurde als Sexualität tatsächlich befreit und integriert, nicht aber die unter ihr zusammengefassten und als pervers geächteten oralen und analen Partialtriebe, welche im Gegenteil noch weiter tabuisiert und

verdrängt wurden. Eine solche von allen Partialtrieben gereinigte Sexualität ist stumpf geworden, gleichsam auf den Punkt zusammengeschrumpft. Die fixe Idee des Orgasmus, als welcher Befriedigung nur noch gedacht werden kann, weist darauf hin. Unter dem Primat der Genitalität aber, welche ganz und gar den Ansprüchen von Arbeit und Kulturindustrie, also Produktion, Reproduktion und Konsum, entspricht, wird die Sexualität nicht befreit, werden Sexualtabus nicht aufgehoben, sondern im Gegenteil alles Unerwünschte, Unsittliche und somit Verbotene einer noch tieferen Form der Verdrängung unterworfen. „Desexualisierung der Sexualität wäre wohl psychodynamisch zu verstehen als die Form des genitalen Sexus, in der dieser selbst zur tabuisierenden Macht wird und die Partialtriebe verschluckt oder ausrottet“, so Adorno. Nach innen durch Verdrängung, nach außen im Pogrom. In Lebensborn und in Auschwitz haben die Nationalsozialisten noch die allgemeine Entwicklung vorweggenommen und auf die Spitze getrieben.

NARZISS UND WARENFORM.

Tinder wie Lebensborn sind dabei aber nur der spezifisch auf den Punkt gekommene Ausdruck der jeweiligen und doch gleichen gesamtgesellschaftlichen Tendenz. Beide entsprechen den materiellen und ideologischen Bedingungen ihrer Zeit. Für die heutige Gesellschaft bedeutet das: Flexibilität in allen Lebensbereichen. Die genitale Zentrierung der Libido – der Triebenergien – aufs Ich, also der Narzissmus, entspricht dieser Flexibilität: Die libidinöse Bindung ans Objekt, seien es FreundInnen, ArbeitskollegInnen, Wohnort, Geliebte oder Geliebter, ist obsolet geworden; sie widerspricht den Anforderungen des Arbeitsmarktes, der häufig rasche Arbeitsplatz-, Orts- und somit Beziehungswechsel



Foto: Sarah Langoth

einfordert. Kontinuität in den Objektbeziehungen ist nicht zeitgemäß und demnach unerwünscht.

Der Narzissmus aber, der diesen Verhältnissen entspricht, ist zugleich ihr Resultat. Freud beschreibt ihn als Libido, die von den Objekten wieder abgezogen wurde, nach dem diese die Befriedigung der individuellen Bedürfnisse nicht erfüllen konnten. Objektlibido wird zu Ichlibido. In der kapitalistischen Gesellschaft, in der Objekte den Individuen bloß als Ware gegenüber treten, deren Gebrauchswert nur noch durch den Tauschwert definiert ist, also nicht mehr der unmittelbaren Befriedigung von Bedürfnissen dient, sondern im Gegenteil das Bedürfnis ausschließlich noch im Kaufgrund sein Existenzrecht erfährt, über den wiederum der Tauschwert sich überhaupt erst herstellt; in einer solchen Gesellschaft also kann jene Befriedigung schlechterdings nur sehr bedingt eintreten. Um bei all den Entbehrungen doch noch irgendwie auf seine Kosten zu kommen, zieht das Individuum Libido von den enttäuschenden Objekten zurück und besetzt sein eigenes Ich.

Beziehung aber bedeutet, sich auf jemand anderen einzulassen, psychoanalytisch gesprochen: sich mit jemandem zu identifizieren, also fremde Anteile ins eigene Ich integrieren zu können. Das gilt in Alltagsbeziehungen und noch mehr beim Geschlechtsverkehr. So wäre es ein Stück sexuelle Utopie „nicht man selber zu sein, auch in der Geliebten nicht bloß sie selber zu lieben: Negation des Ichprinzips“, Aufhebung der Identität. Diese Hingabe ist überhaupt erst die Voraussetzung für Lust; diese momentane Selbstaufgabe, in der man sich selbst und den anderen liebt ohne noch zwischen beiden unterscheiden zu können. Das aber setzt Differenz und die Fähigkeit zur Objektliebe voraus. Bedingungen, die in der verwalteten Welt, sofern überhaupt noch vorhanden, beständig im Schwenden begriffen sind. Die Differenz wird liquidiert durch die Identifikation aller mit der Warenform, als welche das Individuum schließlich bloß noch auftritt. Es setzt sich gleich mit dem, was es ist: Arbeitskraft an und für sich. Alle Indifferenz, alle Idiosynkrasie gilt per se schon als verdächtig und wird der

Sanktion ausgesetzt. Wer nicht mittun will, wird ausgegrenzt oder bezahlt mit dem Leben.

VERTEIDIGUNG DER FALSCHEN FREIHEIT. Das Individuum liebt im Gegenüber nur das ihm gleiche, also sich selbst. Dem entspricht die genitale Sexualität. Das Gegenüber dient nicht mehr als Sexualobjekt, sondern als Sexobjekt. Gewünscht ist die genitale Befriedigung, der Orgasmus, nicht die Selbstaufgabe, welche die eigentliche Bedingung für die Lust wäre. Genau dieser Tendenz entspricht auch Tinder. Es wertet die Facebook-Profile seiner NutzerInnen aus und schlägt eine Auswahl an potentiellen PartnerInnen vor – wobei deren Begriff alleine bereits die dahinter vorscheinende Barbarei entblößt. Je mehr Ähnlichkeiten, also je weniger Differenzen, desto eher ein „Match“. Das unvoreingenommene Annähern, die Lust am Unbekannten, am sich Kennenlernen, wird genauso liquidiert wie das Risiko der Zurückweisung. Das narzisstische Ich erträgt die Kränkung nicht, der es ohnehin unentwegt ausgesetzt ist. Trotz allem bleibt diese falsche Freiheit, die Tinder

verspricht und die für alle gleichermaßen gilt, jenen gegenüber zu verteidigen, welche im Namen von Staat, Nation und Religion auch diese noch zu unterdrücken suchen. Die grundlegende Freiheit, selbst über seine Sexualität zu entscheiden und sie ohne Einschränkungen ausleben zu dürfen, und sei jene Freiheit in der falschen Gesellschaft noch so beschränkt, ist denen entgegen zu halten, die durch autoritäre Sexualmoral auch dieses bisschen Glück noch der vollendeten Genitalität zu opfern bereit sind.

Moritz Schwab studiert Politikwissenschaft an der Universität Wien.

Anm. der Redaktion: Diese Version des Textes ist nicht die von der Redaktion überarbeitete. Um dem ausdrücklichen Wunsch des Autors zu entsprechen, haben wir den Text in der vorliegenden Fassung abgedruckt.

progress

zu Hause lesen

EINFACH ONLINE



**IMMER
AKTUELL**

Studentischer Journalismus auf hohem Qualitätsniveau. Wir pflegen einen kritischen, qualitativ-journalistischen und progressiven Zugang zu Bildung, Politik und Kultur. Wir sehen uns den Leitlinien der aktuellen ÖH-Exekutive verpflichtet, sind jedoch in unserer redaktionellen Arbeit nicht weisungsgebunden.

progress-online.at

Das Restl kommt zum Schluss

Die möglichen Spielformen und Konstellationen von Sex sind vielfältig und unzählbar. Viele Techniken und Strategien von Aufriss bis Zeugung werden in Zeitschriften und Ratgebern besprochen, analysiert und kultiviert. An dieser Stelle soll es zur Abwechslung um eine weniger angesehene Art des Beischlafs gehen: das Restlbumsen.

Eine andere, eventuell bekanntere – weil standarddeutsche – Bezeichnung für das Restlbumsen ist Resteficken. Im Gegensatz zum Bumsen klingt die Zusammensetzung mit Ficken allerdings so tough und ungemütlich, dass der Kern des gesamten Vorganges nicht genügend beschrieben wird. Bumsen klingt nach zufälligem Ineinanderlaufen, nach einer tollpatschigen Begegnung – und das trifft es ganz gut.

GEHEN WIR? Das Restlbumsen ist ein Phänomen des (Post-)Nachtlebens. Sobald in der Disko die Musik aus ist und das Licht angeht, sucht man sich möglichst schnell ein geeignetes Gegenüber und macht sich gemeinsam auf den Weg in ein beliebiges Bett. Wer möchte denn schon gern allein schlafen nach einer durchtanzten Nacht? Oder die wichtigere Frage: Wer möchte eine schöne Nacht nicht noch mit Sex toppen? Eventuell die wichtigste Frage: Wer kann nach einer stark alkoholgetränkten Nacht überhaupt allein nach Hause gehen und nicht in sein Kissen weinen vor Einsamkeit?

In der Sekunde, in der der Club das Programm beendet, die letzte Runde an der Bar längst ausgeschenkt ist, die Anlage ab- und aus purer Böswilligkeit das Licht aufgedreht wird, sich alle Anwesenden zum vielleicht ersten Mal ins Gesicht sehen, endlich unterhalten können, ohne sich anzuschreien und man gemütlich ein letztes Mal

die Toilette aufsucht, weiß man: Man ist selbst ein Restl. Die anderen sind Restln. Die Übriggebliebenen, die Verlassenen. Den Absprung vor dem Rausschmiss hat man verpasst, dies lässt sich nicht mehr nachholen.

In ganz seltenen Fällen ist die Party zu schnell vorbei gewesen und es gibt die reale Möglichkeit, an einem anderen Ort einfach weiterzufeiern. In dieser speziellen Situation gibt es keine Restln, sondern die Veranstalter*innen sind in die Verantwortung zu nehmen, viel zu früh und zu Unrecht die Feierei beendet zu haben.

PLÖTZLICH AUCH EIN RESTL. In allen anderen Fällen gilt aber: Du und alle anderen seid Restln. Es besteht nun die Möglichkeit, es einfach gut sein zu lassen, den Club zu verlassen und allein schlafen zu gehen. Mit viel Glück ist sogar noch das eine oder andere bekannte Gesicht in der kleinen übriggebliebenen Menge und man teilt sich ein Taxi. Im Morgengrauen verabschiedet man sich, schmiert sich zuhause noch ein Brot und legt sich schlafen. Dies ist nicht immer eine Option.

Meistens ist das sogar die Horroralternative. Wie die Münchner Freiheit schon sang: Ohne dich schlaf ich heut Nacht nicht ein! Und manchmal ist es eben egal, wer die Person neben bzw. unter einem ist. Also heißt es schnell die Restlmenge im Club zu mustern und jemanden auszuwählen. Dies er-

scheint als der strategisch klügere Zug als zu warten und angesprochen zu werden, denn man hat noch die volle Auswahl und eine Abfuhr ist extrem unwahrscheinlich. Es kann behilflich sein, dass man sich die Diskoszene aus Trainspotting ins Gedächtnis ruft und sie bei Bedarf vor dem inneren Auge abspielen lässt: Renton spricht sehr verzweifelt, aber geschickt Diane an, sie serviert ihn ab, wartet aber im Taxi auf ihn, sie knutschen und bumsen im Anschluss. Perfekt.

So sollte es idealerweise immer laufen. Achtung bei zu betrunkenen Restln (Stichwort: 2 Drunk 2 Fuck). Das gilt auch für einen selbst. Zu betrunken zum Bumsen zu sein ist das Eine – in ein fremdes Klo kotzen zu müssen ist das Andere. Man muss sich zwischen Komplettabsturz und Restlbumsen rechtzeitig entscheiden. Ein kleiner Bonus bei Ersterem ist es, dass man im Superalkmodus ebenfalls gut schlafen kann, in dem Fall allein.

Beim Restlbumsen handelt es sich um eine sehr spezielle Art des Abschleppens. Der reguläre Vorgang des Ansprechens, anschließenden Kennenlernens und Interessezeigens wird auf ein Minimum reduziert. Dementsprechend ist das Gespräch nicht nur kürzer, sondern auch sehr viel entspannter. Im krassen Gegensatz zu einer vollen Tanzfläche mit lauter Musik, unendlich vielen Menschen und dazugehörigen Menschengruppen ist die kleine Gruppe an Übriggeblie-

nen am Ende einer Clubnacht genau zwischen todmüde und hellwach bzw. ausgepowert und voller Adrenalin. Diejenigen, die übermäßig schnell nach ihrer Jacke suchen und aus dem Raum flüchten, sind entweder absolut desinteressiert an diesem Zirkus, blutige Anfänger*innen, die sich in der Zeit verschätzt haben oder einfach „zu alt für den Scheiß“. Für die anderen gilt: nichts überstürzen, Lage checken, kurz überlegen, ob das eigene Zimmer oder die Wohnung überhaupt aufgeräumt ist, und dann drauflosquatschen. Eine Warnung sollte besonders an die lesenden Männer* ausgesprochen werden. Wie immer gilt: nicht übertreiben, jede Ablehnung akzeptieren, auf alle kleinen Zeichen achten, keine Gruppen ansprechen und so weiter.

ENDE GUT, ALLES GUT. Alles Weitere ist weniger spektakulär und bekannt. Vermutlich wird es kein Knutschen im Taxi geben, denn dazu ist man zu müde. Im schlimmsten Fall gibt es nicht einmal ein Taxi. Irgendwo angekommen macht man einen Kommentar zur Wohnsituation („Pass bitte auf die Katze auf“, „Meine Mitbewohner schlafen schon“, „Weck bitte meine Eltern nicht auf“ etc.) – genau wie bei einem One Night Stand. Es schickt sich als Gast, möglichst unmerkelt zu verschwinden, so wie es sich für den*die Gastgeber*in schickt, am Morgen einen Kaffee zu machen.

Katja Krüger studiert Gender Studies an der Universität Wien.

Retter_innen der Kernfamilie

Stärker denn je nehmen Rechtsextreme (staatliche) Gleichstellungspolitiken und sexualpädagogische Maßnahmen ins Visier. Besondere Bedeutung kommt dabei den Debatten rund um vermeintliche „Frühsexualisierung“ zu.

Obleich die Bedeutung des Schlagworts „Frühsexualisierung“ in rechtskonservativen und rechtsextremen Diskursen zumeist nicht näher ausgeführt wird, scheint sich der Terminus in den letzten Jahren zu einem Kampfbegriff entwickelt zu haben. Er wird dabei vor allem zur Abwehr zeitgemäßer pädagogischer Ansätze der Sexualerziehung im frühen Kindesalter zum Einsatz gebracht, die Kindern ein positives Körpergefühl, Abbau von Schamgefühlen und die Entwicklung einer verantwortungsvollen, selbstbestimmten Sexualität ermöglichen sollen. Die Bestrebungen zielen unter anderem auf die Befähigung ab, (sexualisierte) Gewalt zu erkennen und sich gegen diese zur Wehr zu setzen. In kindergerechter Weise werden Heterosexualität und Zweigeschlechtlichkeit nur als eine von vielen gleichberechtigten Möglichkeiten geschlechtlicher und sexueller Lebens- und Begehrensformen präsentiert, von „natürlichen“ Vorstellungen von Sexualität wird Abstand genommen. Grund genug für konservative und rechte Kräfte, Sturm zu laufen. Anlass für Diskussionen lieferten in Deutschland ein Methodenbuch zur „Sexualpädagogik der Vielfalt“ sowie Bestrebungen, „Vielfalt sexueller und geschlechtlicher Identitäten“ in Sexualkunde-Unterrichtspläne zu integrieren.

In Österreich wiederum stand vor allem die 2012 vom Verein Selbstlaut herausgegebene sexualpädagogische Broschüre „Ganz schön intim“, die Lehrer_innen Anregungen für die Thematisierung von Liebe und Sexualität im Unterricht liefert und unter anderem Selbstbefriedigung, Patchwork-Familien, gleichgeschlechtliche Beziehungen und Intersexualität selbstverständlich behandelt, im Fokus eines vermeintlichen Skandals. Sowohl von ÖVP, FPÖ, BZÖ als auch (rechts-)katholischen Organisationen wurde die in den Medien als „Sex-Fibel“ (Kurier) oder „Sex-Unterlagen“ (Krone) betitelte Broschüre als „verstörend“ kritisiert, da sie homosexuelle Paare heterosexuellen gleichstellt.

Dadurch würde, so die homophobe Argumentation, die „Kernfamilie bedroht“ und „Kindern ein irritierendes Bild von Familie und Sexualität“ (Barbara Rosenkranz) vermittelt.

ALTBEKANNTEN MUSTER. In der Diskreditierung derartiger pädagogischer Ansätze bedienen sich Rechtsextreme bekannter Methoden, die von selektiven Darstellungen über die Umdeutung von Diskursen bis hin zur Verbreitung von Unwahrheiten reichen. So ist in einschlägigen Veröffentlichungen und Wortbeiträgen von „ideologischer Stimmungsmache“, „staatlicher Umerziehung“, „Indoktrination“, „Manipulation“ oder der „Trans- und Homosexualisierung“ der Kinder und Schulen zu lesen und zu hören. Nicht selten inszenieren sich die selbsternannten Retter_innen der „Kernfamilien“ dabei als die eigentlichen Diskriminierten, da „Berufsschwule“ und „Genderbeauftragte“, so die beinahe wahnhaften Vorstellungen, bis in die Klassenzimmer die Erziehung ihrer Kinder bestimmen könnten, während die Rechte der Eltern ausgehebelt würden. Der Diskurs fixierte sich zudem zu stark auf „Diskriminierungen, die

in der sexuellen Identität begründet sind“, wohingegen andere Benachteiligungen außer Acht gelassen würden. So wird „Frühsexualisierung“ von der Auflösung der Familie bis hin zum Niedergang des Bildungssystems und des (deutschen) Volkes für so ziemlich alles verantwortlich gemacht. Wenig verwunderlich auch, dass in antifeministischer Manier Vaterlosigkeit als schwerwiegenderes Problem in Stellung gebracht und in weiterer Folge bejammert wird, dass (frauenfeindliche) Väterrechtsorganisationen nicht in gleicher Weise an Schulen dürften wie Sexualpädagog_innen. Umschreibungen wie „unnatürlich“, „pervers“ oder gar „pädophil“ zielen zudem nicht nur darauf ab, Homosexualität damit in Verbindung zu bringen, sondern alles von Heterosexualität Abweichende zu stigmatisieren.

BESORGTEN ELTERN. Inszenierte Angst- und Bedrohungsszenarien ermöglichen es der extremen Rechten, ihre Positionen als notwendige, legitime Kritik in öffentlichen und medialen Debatten zu präsentieren. Durch die ohnehin tiefe Verankerung derartiger Denkmuster in der Mitte der Gesell-

schaft, gelingt es ihnen zudem, ihre antifeministische und homophobe Agenda als mainstreamfähig darzustellen.

Die Hartnäckigkeit, mit der Rechtsextreme hierzulande versuchen, sexualpädagogische Debatten zu beeinflussen, zeigte sich zuletzt auch an Hand einer auf *progress-online.at* erschienenen Rezension zweier Kinderbücher, „die darauf verzichten, die Mär von Zweigeschlechtlichkeit und Vater-Mutter-Kind-Familien zu zementieren“. Grund genug für manche sowohl auf Facebook wie auch der rechtsextremen, von Martin Graf gegründeten, Internetplattform *unzensuriert.at* heiß zu laufen und mit biologistischen Argumenten die heterosexuelle Kleinfamilie als einzige zur Reproduktion fähige, „natürliche“ Instanz zu verteidigen.

Der Grund für das unglaubliche Mobilisierungspotential derartiger Diskurse kann vor allem darin gefunden werden, dass durch Sexualerziehung im frühen Kindesalter tatsächlich die Möglichkeit besteht, sexistischen, homo- und transfeindlichen Denkmustern präventiv vorzubeugen. In Aufruhr scheinen Rechtsextreme und ihre Verbündeten jedoch vor allem deswegen zu sein, weil durch derartige Bestrebungen nicht nur dichotome Geschlechtervorstellungen ins Wanken geraten, sondern auch die traditionelle heteronormative, bürgerliche Kleinfamilie. Die Familie wird als „Keimzelle, Rückgrat und Leistungsträger“ der Gesellschaft dagegen in Stellung gebracht, um vermeintlich natürliche Geschlechterordnungen und die damit verbundenen Privilegien aufrechtzuerhalten und abzusichern. Das vermeintliche Wohl der Kinder wird für die eigenen Interessen instrumentalisiert.

Judith Goetz ist Literatur- und Politikwissenschaftlerin und Mitglied der Forschungsgruppe *Ideologien und Politiken der Ungleichheit* (www.fipu.at).



Illustration: Leo Mayr

PIXELSEX

Die weltweit meistverkaufte PC-Spiel-Reihe „Die Sims“ fand 2014 mit der Veröffentlichung von „Die Sims 4“ ihre Fortsetzung. Nach 16 Jahren fehlen jedoch noch immer unverpixelte stillende Personen*, das Wort Sex statt „Techtelmechtel“ und queere Charaktere.

Egal ob Stay-at-Home-Parent mit Romanzen, verheiratete Künstler_in oder ein_e Geek mit mehreren Freund_innen; seit der Veröffentlichung von „Die Sims“ im Jahr 2000 kann eins in jede erdenkliche Rolle schlüpfen. Was jedoch alle Sims gemeinsam haben: Sex unter der Decke und nackte Pixelkörper. „Bei den ersten ‚Die Sims‘ konnte man nicht mal Spaßsex haben! Nur mit dem vibrierenden Herzbett aus der Erweiterung ‚Das volle Leben‘ konnten die Sims ‚spielen‘. Das hat sich erfreulicherweise geändert“, sagt Laura Tomani und lacht. Die 23-jährige Kulturwissenschaftenstudentin an der JKU in Linz bekam mit zehn „Die Sims“ und ist seitdem Sims-Gamerin. Was Laura daran mag, ist die Verknüpfung aus dem „echtem“ Leben und dass es das gerade nicht ist. „Ich kann Göttin spielen, aber auch der Realität entfliehen“, so Laura.

404 NOT FOUND: FANTASIE. Als Fan weiß Laura aber auch, wo die programmierten Grenzen der Fantasie liegen. „Immer wieder erstellte ich Kommunehäuser. Da war das einzige Problem die Eifersucht. Das fehlt mir an Sims: Dreiecks-, Vierecks- und andere nicht-monogame Beziehungen.“ Wenig progressiv gehen die Entwickler_innen auch mit queeren und trans Charakteren um. Mit ihrer Offenheit gegenüber Homo-, A- und Bisexualität hatten sie zwar seit der ersten Sims-Generation eine Vorreiter_innenrolle inne. Seitdem hat sich aber nicht viel geändert. Crossdressing, queere oder trans Charaktere können auch in „Die Sims 4“ nicht gespielt werden. Aus diesem Mangel heraus entwickelten Gamer_innen unautorisierte „Sex-Modifikationen“ („Sex-Mods“) des offiziellen Sims-Spiels. Diese machen es zum Beispiel möglich, dass Sim-Männer Kinder bekommen, Sims außerhalb des Bettes öffentlich Doggy-Style-Sex haben oder auch gegen Entgelt eine Schwangerschaft abbrechen können. Und: Nacktheit ist unverpixelt.

SEXPERIMENTE. Nina Kiel erforscht seit einigen Jahren Sex und Geschlecht

in Video- und Computerspielen und weiß: „Nackt- und Sex-Mods sind weit verbreitet und eine direkte Konsequenz des von offizieller Seite zurückhaltenen Umgangs mit Sexualität. Solange Sexualität als Zensurgrund gilt, kann dieses Thema auch nicht eingehend interaktiv erforscht werden.“ Sie kritisiert die vorausseilende Zensur von Nacktheit in „Die Sims“ und wünscht sich einen lockeren Umgang mit Körperlichkeit. Was Sex angeht, müsse eins mehr differenzieren. „Dass Sex [in ‚Die Sims‘] nicht gezeigt wird, ist plausibel, weil die Zielgruppe in Bezug auf ihr Alter breitgefächert ist. Man übertreibt es aber mit der kindgerechten Darstellung, wenn der Geschlechtsverkehr oder Liebesakt nicht als solcher bezeichnet wird, sondern verschämt ‚WooHoo‘ (Anm. d. Red.: auf Deutsch ‚Techtelmechtel‘) genannt wird. Kann man Sex weder zeigen noch entsprechend benennen, wäre es vielleicht besser, ganz darauf zu verzichten“, so Kiel. Gerade wegen ihrer Interaktivität bieten Computer- und Videospiele eine spannende Plattform für „aufklärerische, emotionale und horizonterweiternde Sex-Experimente“. „Bei einem Gros der Veröffentlichungen handelt es sich um interaktive Pornos, die ein völlig verzerrtes Bild von Intimität vermitteln, in dem der Mann* als Akteur und die Frau* für gewöhnlich als passives Spielzeug gezeichnet wird. Spiele, die Sex sachlich und unaufgeregt thematisieren oder auf einer persönlich-

emotionalen Ebene schildern, gibt es relativ wenige“, so Kiel. Aus diesem Grund stellen besonders Games in denen Trans_Personen, Frauen_, die Nerds sind, oder Queers, ihre sexuellen Erfahrungen schildern, einen wichtigen Beitrag dar.

MMORPGLOVE. Eines dieser gelungenen Computerspiele ist das 2015 von Nina Freeman mit Star Maid Games veröffentlichte autobiografische Spiel „Cibele“. „Es ist ein Spiel über ein normales Pärchen, das den Spieler_innen die Möglichkeit gibt, in die Rolle der jungen Frau in dieser Beziehung zu schlüpfen“, so Freeman. In „Cibele“ spielt eins die 19-jährige Nina, die einen jungen Mann in dem MMORPG (Massively Multiplayer Online Roleplaying Game) „Valtameri“ kennenlernt. Nach und nach zockt eins nicht nur gemeinsam, sondern verabredet sich auch zum Chaten und Telefonieren. Neben dem Erzählstrang der Liebesgeschichte kann eins sich durch Ninas virtuellen Desktop durchklicken. Dort finden sich Fotodateien, Sicherungen von Blogeinträgen sowie Chat- und Emailverläufe mit Freund_innen von Nina. Je mehr der_die Gamer_in sich durch ihren privaten Computer navigiert, desto klarer entwickelt sich Nina zu einem dreidimensionalen Charakter. Besonders intim kommen einer_m Selfies von Ninas Brüsten oder Nina in einem knappen silbernen Body vor,

die sie Blake schickt. Doch Freeman hatte keine Bedenken deswegen: „Die sexy Selfies und Fotos sind dazu da, um die Erzählung zu unterstützen, die Spieler_innen den Charakter Nina besser verstehen zu lassen und eine Geschichte und Atmosphäre zu entwickeln, die sich echt anfühlt. Sexy Selfies zu machen ist eine ziemlich normale Sache und ich versuchte Cibele so menschlich wie möglich und Nina als real fühlende Person darzustellen.“ Freeman ist überzeugt davon, dass (sexuelle) Beziehungen zwischen Gamer_innen weit verbreitet sind: „Seit der Veröffentlichung von ‚Cibele‘ erhielt ich viele Mails von Gamer_innen, die ähnliche Beziehungserfahrungen mit Computer- und Videospiele und online hatten wie ich, als sie jünger waren. Onlinedating ist etwas, das es schon viel länger gibt, als man erwarten würde.“

Sexuelle Beziehungen werden längst real über Games geführt. Was oft fehlt, sind queere Lebens- und Sexrealitäten in den virtuellen Welten der Computer- und Videospiele selbst. Denn bei allem Wer-anderes-sein wollen sich die Gamer_innen in den Spielen wiedererkennen. So auch Laura: „Games bieten dir so viele Möglichkeiten. Und am Ende baue ich meist doch meine Realität ein.“ Manchmal reicht es nicht, die (Sex-)Göttin zu sein, wenn Laura Laura spielen will.

* Der Gender_Gap und * weisen darauf hin, dass die Einteilung der Menschen in entweder Mann oder Frau vereinfacht ist und der Vielfalt der Geschlechter nicht gerecht wird. Er soll zum Beispiel auch Personen, die inter- oder transsexuell sind, Platz im Text geben.

Lukas Kitzenmüller studiert Chemie an der Universität Wien.

Literaturempfehlung:
Kiel, Nina: Gender in Games. Geschlechtsspezifische Rollenbilder in zeitgenössischen Action-Adventures, Hamburg: Verlag Dr. Kovač 2015.



Illustration: Leo Magy

Schallmoos: Kriminalisierung von Sexarbeiterinnen*

Seit November 2015 läuft die von der ÖVP initiierte Kampagne „Unterm Strich kein Spaß“. Sie verfolgt das Ziel, sowohl Sexarbeiterinnen* als auch deren potentielle Kunden aus dem Gebiet Schallmoos in Salzburg Stadt zu vertreiben. Die Mobilisierung gegen den dortigen Straßenstrich gibt es allerdings schon länger.

Der „Kampf“ gegen Sexarbeiterinnen* am Straßenstrich in Schallmoos ist kein neuer. Seit Jahren versuchen sowohl Harald Preuner (Vizebürgermeister von Salzburg, ÖVP) als auch die Polizei dort arbeitende Sexarbeiterinnen* durch wiederholte Kontrollen und Anzeigen zu vertreiben. Diese sogenannten Schwerpunktkontrollen zeigten allerdings mäßigen Erfolg. Frauen*, die bei diesen Kontrollen erwischt wurden, erhielten Verwaltungsstrafen, die sie entweder gleich bezahlten oder abgesessen haben. Danach sind sie wieder ihrer Arbeit nachgegangen. Nachdem aus Sicht mancher Anrainer*innen die Polizei und die Stadt Salzburg nicht imstande waren, den Straßenstrich „unter Kontrolle“ zu bringen, begannen sie sich selbst zu organisieren.

WÜTENDE BÜRGERWEHR. Im Oktober beschlossen Anrainer*innen in Schallmoos im Rahmen ihrer Vereinssitzung, dass sie nun eigenmächtig gegen den Straßenstrich vorgehen würden. Hierfür wollten sie Straßenpatrouillen einrichten und in kleinen Gruppen sogenannte „Kontrollgänge“ durch das Viertel unternehmen, um gezielt Sexarbeiterinnen* und angebliche Kunden und Zuhälter anzusprechen. Im Rahmen dieser bürgerwehrtähnlichen Strukturen war weiters auch geplant, Autokennzeichen zu fotografieren und zu veröffentlichen. Es ist nicht das erste Mal, dass derartige Zusammenschlüsse wütender Anrainer*innen äußerst problematische Züge annehmen.

Nach dieser Entwicklung kam auch prompt die Reaktion der ÖVP, welche sich bereits seit Jahren die „Beseitigung“ des Straßenstrichs auf die Fahnen zu schreiben versucht. Peter Harlander (ÖVP-Gemeinderat) nahm sich

der wütenden Anrainer*innen an und präsentierte im November die Plakat-Kampagne „Unterm Strich kein Spaß“. Idee der Kampagne ist es, sich große Schilder „umzuschneiden“ und mit diesen durch Schallmoos zu ziehen, um den Straßenstrich zu „säubern“. Auf den Schildern sind so kreative Sprüche zu lesen wie „Schallmoos ist kein Feuchtgebiet“, „Schenke deiner Frau lieber Blumen statt Herpes“ oder „Wahre Frauenhelden müssen nicht bezahlen“ – an Geschmacklosigkeit nur schwer zu übertreffen.

Doch wer denkt, das wäre bereits alles, hat sich getäuscht. In Zusammenarbeit mit der ÖVP, insbesondere mit Harald Preuner, und der Polizei, wurde eine „neue“ Strategie erarbeitet, um sich des „Problems“ der Sexarbeit zu entledigen: Abschiebung. Bei einer Kontrolle durch die Polizei können Sexarbeiterinnen* Strafen aufgrund des Landessicherheitsgesetzes des Geschlechtskrankheitengesetzes, oder nach dem Aidsgesetz bekommen. Nach vier verhängten Strafen wird unter Bezugnahme auf das Fremden-

polizeigesetz davon ausgegangen, dass die Sexarbeiterin* eine „Gefährdung“ für die öffentliche Sicherheit darstellt und somit abgeschoben werden kann, wenn sie nicht die österreichische Staatsbürger*innenschaft besitzt. Daran gekoppelt ist ein fünfjähriges Aufenthaltsverbot in Österreich.

LÖSUNG BORDELL. In Salzburg ist die Ausübung von Sexarbeit sowohl auf der Straße als auch in Wohnungen illegal – allein in Bordellen ist sie legal. Dort ist es für Frauen* allerdings nicht möglich, selbstständig zu arbeiten. Vielmehr werden sie erst recht in ein Abhängigkeitsverhältnis gezwungen, indem sie beispielsweise hohe Abgaben an Bordellbetreiber*innen zahlen müssen, oder ihnen vorgeschrieben wird, wie und wie lange sie zu arbeiten haben. Bordelle sind für viele Sexarbeiterinnen* deshalb keine Option. Die Forderung der Politik, Sexarbeiterinnen* könnten doch in Bordellen arbeiten, zeugt letztlich also vor allem von dem Wunsch, Sexarbeit unsichtbar und leicht kontrollierbar zu machen. Die Bedürfnisse von jenen,

die in der Sexarbeit tätig sind, spielen für sie keine Rolle.

Durch das Verhalten von Polizei und Magistrat verlieren die Frauen* jegliches Vertrauen zu diesen, was wiederum ihre Arbeit erst gefährlich macht. Werden sie um ihr Geld betrogen, bedroht oder missbraucht, ist es für sie keine Option, zur Polizei zu gehen und Anzeige zu erstatten. Letztlich werden mit einer solchen repressiven Politik also Sexarbeiterinnen* isoliert und ein Kontakt zu ihnen wird verunmöglicht.

Eine andere Lösung schlägt beispielsweise Christine Nagl, die für das gesamte Bundesland Salzburg einzige Streetworkerin für Sexarbeiterinnen* und Leiterin der Beratungsstelle PiA, vor. Sie fordert eine Legalisierung des Straßenstrichs in Form einer betreuten Toleranzzone, für die eine entsprechende Infrastruktur errichtet werden soll. Ziel soll es sein, dass Sexarbeiterinnen* ein selbstständiges Arbeiten möglich ist. Leider steht sie mit ihrer Forderung recht alleine da. Währenddessen beginnt die Polizei erste Sexarbeiterinnen* abzuschieben – eine Praxis, mit der Österreich durchaus vertraut ist.

*In diesem Artikel habe ich den * verwendet, um eine geschlechtersensible Sprache zu benützen, welche einerseits auf die Konstruiertheit der Kategorien „Frau“ und „Mann“ hinweist und andererseits auch jene Menschen inkludiert, welche sich jenseits der normativen Zweigeschlechtlichkeit beziehungsweise als Trans identifizieren.*

Brigitte Temel studiert Psychologie an der Universität Wien.



Foto: Brigitte Temel



Foto: Georg Grigoridis

Wenn Kapitalismus Liebe macht

Die romantische Liebe gilt als letztes Refugium vor der Konsumgesellschaft. Dabei sind marktorientierte Strukturen längst in unsere Intimbeziehungen eingezogen.

„Man hatte halt Sex“, sagt meine Oma. „Nach der Hochzeit, natürlich“, ergänzt mein Opa. Ein Thema, über das meine Großeltern nicht gerne sprechen, weil es nie ein großes Thema war. Die gleiche Unterhaltung mit Freund_innen: „Leidenschaft, Liebe, Emotionalität, Freiheit, ...“. Eine endlose Kette aufgeladener Begriffe, die noch ewig so weitergehen könnte. Kapitalismus passt in diese Aufzählung zunächst nicht hinein.

Dabei wurde schon das eheliche Ideal der Großeltern maßgeblich von kapitalistischen Strukturen geprägt. Ihre Beziehung formte sich in den Kinos, den Tanzlokalen und Bars der vierziger Jahre. Mit der neuen Ausgehkultur verlagerten sich die Intimbeziehungen in die Öffentlichkeit, so dass auch die Werbung zunehmend auf ein romantisches Ideal ausgerichtet wurde. Bis heute hat sich diese gemeinsame Logik von kapitalistischen Strukturen und der Idee der romantischen Liebe in heteronormativen Paarbeziehungen hartnäckig gehalten: Materielle Investitionen wie Geschenke oder gemeinsames Reisen sind genauso wichtig wie die Anerkennung des Selbst durch den/die Andere_n. Für die spätkapitalistische Selbstoptimierung ist diese Reproduktion von Individualität unabdingbar.

WAHRE LIEBE? Wie die Soziologin Eva Illouz in ihrer Studie beschreibt, wurde die romantische Liebe mit dem Aufkommen des Kapitalismus zum sicheren Hafen stilisiert und der Geschlechtsverkehr in dieser Semantik zur Quelle der Selbstfindung erklärt. Dass ausgerechnet der Sex Angriffspunkt kapitalistischer Verwertungsinteressen sein soll, läuft der romantischen Vorstellung von Intimität zuwider. Doch genau weil er in Paarbeziehungen so emotional aufgeladen ist, eignet er sich dort besonders gut, um über ökonomische Ungleichheiten hinwegzutäuschen. Besonders bei heterosexuellen Paaren.

Mit der steigenden Erwerbstätigkeit von Frauen verändert sich auch die Ökonomie der Paarbeziehungen: „Geld wird in heterosexuellen Beziehungen ganz neu verhandelt“, sagt die Soziologin Sarah Speck, „dabei werden tradierte Rollenverhältnisse aber nicht unbedingt aufgebrochen.“ Im Gegenteil. In einer großangelegten Studie untersuchte sie gemeinsam mit Cornelia Koppetsch die Dynamik von heterosexuellen Paarbeziehungen, in denen die Frau das Haupteinkommen verdient. „Geld spielt keine Rolle, egal wer es verdient“, versuchten besonders Paare aus dem akademischen Milieu zu suggerieren, so Speck. „Die zentralen Werte von Autonomie und Selbstverwirklichung sind in diesen Beziehungen oft so aufgeladen, dass sie eine faire Aushandlung der Arbeitsverhältnisse verunmöglichen.“ Oft trage die Frau die doppelte Last von Einkommen und Haushalt, ohne dass die Situation als ungerecht empfunden werde. Klassische Geschlechterverhältnisse werden abgelehnt und Ungleichheiten gemeinsam kaschiert. Dafür finde sich der Rollenkonflikt häufig in der Sexualität wieder. Dort scheinen tradierte Rollen legitim zu sein.

„Im aufgeklärten individualisierten Milieu darf Geschlechterdifferenz keine Rolle mehr spielen. Deshalb wird die Aushandlung von Männlichkeit und Weiblichkeit in den Bereich des Schlafzimmers verlagert“, so Speck: „Nach dem Motto: Wenn der Mann schon kein Einkommen reinbringt, muss er wenigstens im Bett die führende Rolle übernehmen.“ Speck sieht darin widersprüchliche Tendenzen: „Die Omnipräsenz von Sexualität konfrontiert uns mit einer massiven Bedeutsamkeit von Geschlecht und gleichzeitig würden viele das abstreiten. Unsere Studie lässt vermuten, dass gerade diejenigen, die besonders sensibel für Ungleichheiten sind, in der gelebten Sexualität in klassische Rollenverteilungen zurückfallen.“

WARE LIEBE. Beratungsforen, Werbe- und Pornoindustrie suggerieren, dass jede_r ein erfülltes Liebesleben haben kann, sofern sie_er nur darin investiert. Kann man sich dieser Ökonomisierung verweigern? Paul lebt seit sechs Jahren in einer Beziehung. Und seit drei Jahren in einer weiteren. Mit beiden Frauen schläft er und die wiederum mit anderen Menschen. Sex ist für ihn wichtig, aber keine Notwendigkeit für emotionale Nähe. „Ich behaupte nicht, dass polyamore Beziehungen frei von Machtstrukturen sind“, sagt er, „aber die werden weniger in der Sexualität verhandelt.“ Sex sei kein wesentlicher Teil der Beziehungsarbeit und entziehe sich so kapitalistischer Optimierungsansprüche: „Es gibt mehr Freiraum, unterschiedliche Bedürfnisse mit verschiedenen Menschen zu befriedigen, ohne dass die Idee der romantischen Liebe dafür instrumentalisiert wird“, erklärt Paul. Damit schwindet auch der Druck, seinen Wert durch sexuelle Kompetenz dauerhaft unter Beweis stellen zu müssen.

In der Populärkultur dominiert ein Ideal der romantischen heteronormativen Zweierbeziehung. Klar, wir verhandeln heute andere Dinge als meine Großeltern. Damals war es die Ehe, heute sind es die Liebe und insbesondere der Sex, auf die ein gesamter Markt von „romantischen Waren“ abzielt. Und diese „Ware Liebe“ brauchte schon immer das Ideal der wahren Liebe. Bevor wir also die große sexuelle Befreiung anstreben, könnten wir es dabei belassen, uns zunächst von einer Idee von Sex als autonomem Lebensbereich zu verabschieden, so unromantisch das auch klingt. Und wahrscheinlich geht der Spaß daran nicht verloren, wenn wir ihn einfach ein bisschen weniger wichtig nehmen.

Eva Hoffmann studiert Theater-, Film- und Medien-theorie an der Uni Wien.

Flüchtende
1000 x
Willkommen

Du hast ein Zimmer frei?

www.1000willkommen.at



Verein.
Respekt.
net

FÜR
GESELLSCHAFTS
POLITISCHES
ENGAGEMENT